

Burgen
und Schlösser
in Bayern,
Österreich
und
Südtirol

ARX

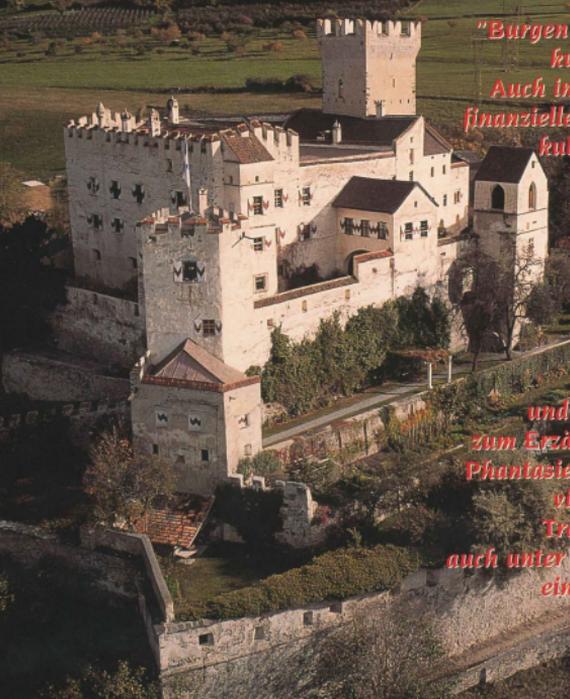
1-1998



Churburger Wirtschaftsgespräche 1998

**"Burgen und Schlösser zwischen Tradition
und Wirtschaftlichkeit"**

**10. Oktober 1998
CHURBURG – SCHLUDERNS, VINSCHGAU
Südtirol/Italien**



*"Burgen und Schlösser sind wichtige
kulturgeschichtliche Symbole.
Auch in einer Zeit enger werdender
finanzieller Spielräume dürfen wir die
kulturellen Werte nicht einfach
dem Zerfall preisgeben.
Unsere Verantwortung muß
uns zum Handlungsauftrag
werden.
Es gibt aber kein
einheitliches Rezept,
wie Architektur
der Vergangenheit erhalten
und für die Menschen von heute
zum Erzählen gebracht werden kann.
Phantasie und Notlagen haben jedoch
viele Möglichkeiten gefunden,
Tradition lebendig zu erhalten,
auch unter den oft harten Bedingungen
eines modernen Verständnisses
von Wirtschaftlichkeit."*

Johannes J. Graf Trapp

Information: Schloß Goldrain
Bildungs- und Kulturzentrum im Vinschgau
Tel. 0039/473/742433 • Fax 0039/473/742477

INHALT

Sehnsucht nach Arkadien in Oberfranken

Ein Aspekt der markgräflichen Gartenkunst
im 18. Jahrhundert
Sylvia Habermann 3

Das Schloß St. Georgen in Bayreuth
Vom Lustschloß zum Gefängnis
Christoph Rabenstein 7

Neues Schloß und Hofgarten zu Bayreuth im Spiegel der Reiseliteratur
Ingo Toussaint 13

Die neuen Fresken von Anton Krajnc in der Kapelle von Schloß Bernau
Bettina Neuzval 20

Gibraltar am Eisack
Ludwig Walther Regele 25

Die Gloriette im Schloßpark zu Eisenstadt, vormals Marientempel
Angelina Pötschner 32

Südtiroler Burgen-, Hof- und Flurnamen aus politischer und historischer Sicht
Egon Kühebacher 36

Die Wohnlandschaft im Rahmen des Jugendstils
Der Innenraum als Gesamtkunstwerk
des Jugendstils
Giorgio Hecht-Lucari 43

Berichte

Festungstagung des Südtiroler Burgeninstituts . 47
Reise des ÖBV nach Santiago de Compostela . 47
Generalversammlung des ÖBV in Kärnten . . . 48
Anschlußzwang an Abwasseranlagen oder biologische Kläranlagen 49

Denkmalpflege

Das Haus der Fasnacht in Imst (Tirol) 51
Die Gartenkunst des Barock 53

Ausstellungen

Das vergessene Paradies 54
Michael Pacher und sein Kreis 55
Zwischen Angeln und Fliegen 56
Das Geheimnis der Turris Parva 56

Buchbesprechungen

Denkmalschutz auf neuen Wegen? 52
Österreich-Ungarn in Lied und Bild 57
Kaiserliche Interieurs 58
Bänke in Park und Garten 59
Naturschutz und Denkmalpflege 59
Museen, Schlösser und Sammlungen
in Oberfranken 60
Reisen nach Bayreuth 61
Fränkische Schweiz 61

Steuerrecht

Kulturförderung mittels der §§ 71, 10f, 10g und 11b EStG 62
Neue steuerliche Vergünstigungen für denkmalgeschützte Gebäude in Italien 64

Ausstellungskalender 65

Burgen und Schlösser in Bayern,
Österreich und Südtirol

Herausgeber:

Südtiroler Burgeninstitut, Merkantilgebäude
Silbergasse 6, I-39100 BozenÖsterreichischer Burgenverein, Gonzagagasse 9/4/20,
A-1010 WienVerein zur Erhaltung privater Baudenkmäler und
sonstiger Kulturgüter in Bayern e. V.,
Geimerweg 12 A, D-81825 München

Autoren:

Dr. Sylvia Habermann
Historisches Museum
BayreuthDr. Giorgio Hecht-Lucari
WienDr. Egon Kühebacher
Landesdenkmalamt
BozenMag. Angelina Pötscher
Bundesdenkmalamt, I.K. Burgenland
WienDr. Christoph Rabenstein
Historiker
BayreuthDr. Ingo Toussaint
Universitätsbibliothek
Bayreuth

Titelbild:

Neues Schloß Eremitage, Bayreuth, Blick auf den
Sonnentempel4. Umschlagseite:
Markgräfliches Opernhaus, Bayreuth

IMPRESSUM

Redaktion:

Dr. Bettina Nezval, Amerlingstraße 15, A-1060 Wien

Petra Niedziella M. A., D-95463 Bindlach

Dr. Ludwig W. Regele, Rafensteiner Weg 1,
I-39100 Bozen

Hauptschriftleitung:

Petra Niedziella M. A.

Buchenweg 4, D-95463 Bindlach

Herstellung:

Athesiadruck - Graphische Betriebs

Weinbergweg 7, I-39100 Bozen

Eingetragen beim Landesgericht Bozen Nr. 6/80

vom 31. 3. 1980,

presserechtlich für den Inhalt verantwortlich:

Dr. Ludwig Walther Regele, I-39100 Bozen

Bezug:

Die Zeitschrift erscheint halbjährlich und ist bei den

Herausgebervereinen, der Hauptschriftleitung und der

Buchhandlung Athesia, Bozen, zu beziehen.

Für die Mitglieder der herausgebenden Vereine ist der

Bezugspreis im jeweiligen Mitgliedsbeitrag inbegriffen.

Für namentlich gezeichnete Beiträge ist der Verfasser

verantwortlich.

SPED. in A.P. - comma 27 Art. 2 legge 549/95

ISSN 0394 - 0624

Editorial

Ein „vergessenes Paradies“ wird im Jubiläumjahr des Markgräflichen Opernhauses zu Bayreuth zum Leben erweckt. Deshalb handeln drei Artikel in und um Bayreuth: Vom irdischen Arkadien, das am Hof der Wilhelmine inszeniert und realisiert wurde, beispielhaft in den Anlagen von Eremitage und Sanspareil, vom Neuen Schloß und Hofgarten und wie sie von den Bayreuth-Reisenden im 18. und 19. Jh. beschrieben wurden und vom einstigen - heute wenig beachteten - Lustschloß St. Georgen.

„Neue Kunst in alten Mauern“ ist im oberösterreichischen Schloß Bernau entstanden mit den Fresken von Anton Krajc in der Schloßkapelle. Die Reihe der Schloßparks in Österreich wird fortgesetzt mit einem Beitrag über die Gloriette zu Eisenstadt. Und die Freunde historischen Mobiliars dürfen sich nach den Möbeln des Historismus nun auf die des Jugendstils freuen.

Eine Tagung über Festungsbau des 19. und 20. Jhs brachte den Beitrag über die allen Italienreisenden vertraute Franzensfeste unweit der Bischofsstadt Brixen hervor: Ein Thema, das in den Bereich der Burgenforschung gehört. Schließlich lenkt ein Namensforscher sein Augenmerk auf Südtiroler Burgennamen, aber auch auf das „Trauerspiel der Südtiroler Toponomastik“.

Die Redaktion

Abbildungen:

Titelbild, 13, 14, 17-19 und 4. Umschlagseite: Bayerische Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen, 3, 4 o., 8, 9, 15; Historisches Museum Bayreuth, 4 u. Sylvia Habermann, 7, 10 o.; Archiv Ronald Werner, 9, 10 o.; Landesbildstelle Nordbayern, 10 u., 11, 12; Arndt Becher JVA Bayreuth, 16; Ingo Toussaint, 20, 35; Bundesdenkmalamt Wien, 21-24; Dagmar, 25; Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, 27-31; Wolfgang von Klebelsberg, 32; Verein der Freunde des Eisenstädter Schloßparks, 33; Magyar Nemzeti Múzeum, Budapest, 34; Magyar Országos Levéltár Budapest, 37; Archiv Regele, 39; Hubert Walder, Landesdenkmalamt Bozen, 40; Peter v. Hellberg, 41; Georg Aichner, 42; Katalog Regele - Gedächtnisausstellung 1991, 47 u., 48; Heinrich Grünberg, 51; Heinrich Schaber, 53; Bruno Maldoner, 54 o. P.N., 54 u. Christel Gollner, 55; Österr. Galerie Belvedere Wien, 59; Heidi Howcroft

Errata Arx 2/1997:

2. Umschlagseite: Die Wiener Telefon- und Faxnummer der Kunsthistorikerin Dr. Barbara Kamler-Wild muß richtig lauten: 01/7186616

S. 2: Bedauerlicherweise wurde das Titelbild falsch zugewiesen: Es handelt sich um die Sonnenuhr im Hof von Schloß Tillysburg, Markt St. Florian (OO), 19. Jh.
S. 48 o. Bildlegende: 1998 statt 1988

Sehnsucht nach Arkadien in Oberfranken

Ein Aspekt der markgräflichen Gartenkunst im 18. Jahrhundert

Sylvia Habermann



Prinzessin Sophie Wilhelmine von Bayreuth, Schwägerin der Markgräfin Wilhelmine, im Schäferkostüm. Gemälde eines unbekanntenen Meisters, datiert 1734

Für denjenigen, der bei der Erwähnung von „Bayreuth“ nicht gleich an Richard Wagner, sondern auch an die Markgräfin und dabei natürlich an die berühmte Wilhelmine denkt, sind die Gärten dieses Fürstenhofes ein fester Begriff. Die Eremitage ist ein obligates Ziel für jeden kulturgeschichtlich interessierten Besucher, der sich im Bayreuther Raum aufhält. Sanspareil und die Fantaisie, die beide jahrzehntelang vernachlässigt und vergessen waren, haben dank der Betreuung durch die Bayerische Schlösser- und Seen-Verwaltung inzwischen wieder viel von ihrem alten Reiz zurückgewonnen und sind wieder bekannter geworden.

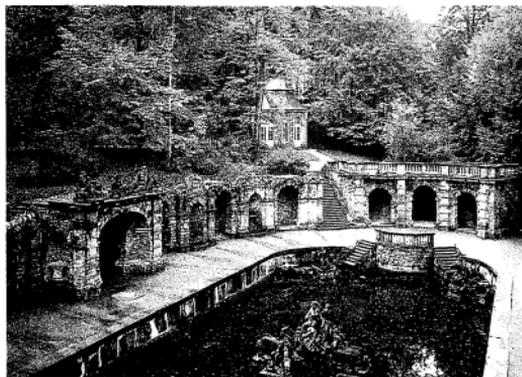
Diese drei Anlagen sind die eigenwilligsten unter den markgräflichen Anlagen, wobei die Fantaisie erst nach Wilhelmines Tod entstand und die Eremitage eine lange, bis ins 17. Jahrhundert zurückreichende Geschichte hat. Alle drei sind Gärten mit

ausgesprochen privatem Charakter, in denen sich noch heute viel vom Wesen ihrer Zeit, von den Wünschen und Träumen ihrer Besitzer offenbart. Dagegen nahm man in den repräsentativen Anlagen, die den Residenzschlössern in Bayreuth und Erlangen zugeordnet sind, sehr viel mehr Rücksicht auf die Regeln der klassischen geometrischen Gartenkunst. Es sind Anlagen mit streng durchgeführtem, rechtwinkligem Achsensystem und mit einer klaren Gliederung in Parterre- und Boskettbereich. Dagegen war man in der Gestaltung der Lustgärten und Eremitagen viel freier und ungebundener. Ähnliches ist bei der Inneneinrichtung der markgräflichen Schlösser zu beobachten. Auch hier sind die wirklich originell ausgestatteten Räume, die Spiegel- und chinesischen Kabinette oder die künstlichen Lauben, zumeist die Privaträume, zu denen nur wenige Schloßbewohner und Gäste Zutritt hatten.

Grotte mit
chinesischem
Pavillon in der
Eremitage, Gemälde
um 1790/1800



Verschiedenartigste Vorlieben und Facetten werden in den Gärten Eremitage, Sanspareil und Fantaisie sichtbar, in denen die Markgrafen nur ihren engeren Umkreis und nahestehende Verwandte empfangen. So war die Eremitage der bevorzugte Unterbringungsort für Wilhelmines Vater, ihre Brüder und ihre Ansbacher Schwester bei deren gelegentlichen Bayreuth-Aufenthalten. Die Eremitage und Sanspareil waren nur im Sommer zu bewohnen. Das abgelegene Sanspareil hätte man bei schlechtem Winterwetter und auf gefrorenen oder durchweichten Wegen wohl auch kaum mit den fürstlichen Equipagen erreichen können.



Die sog.
„Untere Grotte“
in der Eremitage

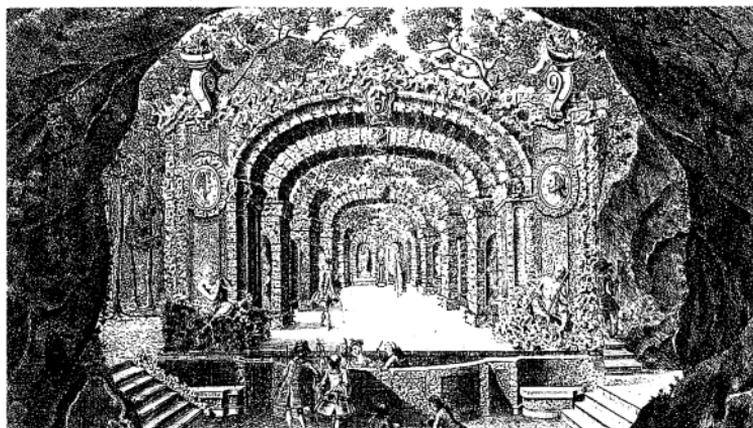
Die Chinamode fand in den genannten Gärten ebenso ihren baulichen Niederschlag wie das Interesse für die Antike, das Friedrich und Wilhelmine vor allem im Zusammenhang mit ihrer mehrmonatigen Italienreise in den Jahren 1754/55 entwickel-

ten. Hinzu kommt die Sehnsucht nach einer idyllischen Natur, auch wenn diese Gärten keineswegs „Natur“ waren, sondern raffinierte Kunstprodukte. Fürsten, Kavaliere und Hofdamen spielen hier, unbeobachtet von ihren Untertanen, zeitweise Einsiedler, Schäfer und Bäuerinnen. Früher und gelegentlich auch noch heute als „Tändelei des Rokoko“ abgetan, steht hinter diesen Maskeraden der Hofgesellschaften doch eine bis ins 16. Jahrhundert zurückreichende Vorstellung von einem Leben mit und in der Natur. „Arkadien“ war das Schlagwort, mit dem in ganz Europa Personen von Rang oder Bildung (manche hatten sogar beides) ein idealisiertes Natur- und Lebensgefühl verbanden. Arkadien war auch ein Thema, das jahrhundertlang die Künstler beschäftigte, von Giorgione über Claude Lorrain bis zu Watteau und seinen Nachahmern.

In einer sanften, idyllischen Landschaft, in einem ewigen Frühling oder Sommer, zwischen sprudelnden Quellen, blühenden Wiesen und schattigen Wäldchen erträumte man sich ein friedvolles, gefühlbetontes Dasein. Doch hat Arkadien auch einen wehmütigen, melancholischen Beigeschmack. Seine Bewohner wissen, daß ihr Glück nicht von langer Dauer ist. »Et in Arcadia ego« sind drei Gemälde von Poussin und Guercino betitelt, die Hirten an einem Sarkophag zeigen, angesichts des Todes, der auch ihre Idylle beendet.

Schon Markgraf Georg Wilhelm (regierte 1712 bis 1726), ein Vorgänger von Wilhelmine, war ein großer Liebhaber der Gartenkunst gewesen und hatte etliche Anlagen begründet, die später vergrößert und ausgebaut wurden. Er war eine Persönlichkeit mit ausgeprägtem Repräsentationsbedürfnis und etwas exzentrischen Vorlieben. Die „Eremitage“ diente für ihn wirklich als solche. Er selbst, seine Ehefrau und einige wenige Begleiter verkleideten sich bei diesen Sommeraufenthalten zeitweise als Eremiten, zogen sich in hölzerne Hütten zurück und bewohnten karg möblierte „Zellen“ in dem ab 1715 errichteten Alten Schloß der Eremitage. Das kleine Gebäude bot darüber hinaus aber auch die Annehmlichkeiten eines bescheidenen Lustschlosses, d. h. einen Festsaal mit Öffnung zum Garten, einige komfortable Zimmer und eine Grotte mit Muscheldekor an den Wänden, mit Wasserspielen und Wasserscherzen.

Hochrangige Einsiedler wie Georg Wilhelm gab es zu Beginn des 18. Jahrhunderts mehrere. Das gelegentliche Eremitendasein des bayerischen Kurfürsten Max Emmanuel in der Magdalenenklause in Nymphenburg oder das der Markgräfin Sibylla von Baden in Rastatt haben eine echte religiöse Komponente. Beide waren Katholiken und zogen sich zu religiöser Lektüre und Meditation über die Vergänglichkeit, „Vanitas“, ihres irdischen Daseins, ihrer Macht und ihrer glanzvollen Stellung zurück. Der evangelische Bayreuther Hof dagegen betrieb die



Das Theater in Sanspareil. Radierung von Johann Thomas Köppel, 1748

Eremitage als profane Spielerei. In der ganzen Anlage war bezeichnenderweise nicht einmal eine Kapelle vorhanden. Im Eremitenhäuschen Georg Wilhelms gab es kein einziges Buch mit theologischem Inhalt, dagegen ein paar amouröse Werkchen.

Einmal im Jahr veranstaltete der Markgraf für die bäuerliche Bevölkerung aus der Umgebung der Eremitage eine sog. „Kirchweih“ mit einem kleinen Markt und allerlei scherzhaften Wettbewerben wie Ringelstechen oder Maibaumklettern. Auch für die Mädchen gab es sportliche Wettspiele. Natürlich machte sich die Hofgesellschaft dabei über die Untertanen lustig, doch waren beachtliche Geld- und Sachpreise zu gewinnen, an denen den Teilnehmern vermutlich mehr gelegen war als an der Bewunderung der Höflinge. Diese Veranstaltung scheint zu Zeiten Friedrichs und Wilhelms nicht mehr stattgefunden zu haben. Wahrscheinlich war sie schon unter Georg Wilhelms unmittelbarem Nachfolger, Markgraf Georg Friedrich Carl, allmählich eingestellt worden. Dieser war ein sparsamer, gelegentlich weltabgewandter Pietist, der auf seine ganz eigene Art ebenfalls „Einsiedler“ spielte, indem er die von einem Fürsten erwartete Geselligkeit und Repräsentation verweigerte. Georg Friedrich Carls bevorzugte „Eremitage“ war das aus einem säkularisierten Kloster hervorgegangene Jagdschloß Himmelkron am Weißen Main. Den Schäferspielen und Maskeraden seiner Schwiegertochter Wilhelmine stand er skeptisch gegenüber.

Doch auch eine seiner Töchter ließ sich 1734, kurz vor ihrer Hochzeit und ihrem Wegzug aus Bayreuth, im Schäferkostüm malen. Das Bild spiegelt die ganzen idyllischen Vorstellungen des beginnenden Rokoko wider. Die betont einfach gekleidete junge Frau mit dem Strohhut ist mit Blumen geschmückt und hat ihre zwei Hündchen und ein

schneeweißes Schaf bei sich. Letzteres trägt ebenfalls einen Blumenkranz und schaut seelenvoll zu ihr auf. Die Prinzessin sitzt nicht in einem Park, sondern in der freien Landschaft. Links in der Ferne ist ein Gebäude mit einem Walmdach und einem Zwiebeltürmchen zu erkennen, hierbei dürfte es sich um das Alte Schloß in der Eremitage handeln.

Markgräfin Wilhelmine schildert in ihren Memoiren, daß sie und ihre Damen gerne sog. „Wirtschaften“ veranstalteten, bei denen sie sich als Landbewohnerinnen verkleideten, Buden oder eine Dorfschenke aufstellen ließen und die Herren bewirteten. Den echten Bäuerinnen dagegen scheint die Eremitage nun verschlossen geblieben zu sein. Gerade Wilhelmine legte größten Wert auf standesgemäßen Umgang und wahrte, im Gegensatz zu ihrem Ehemann, Distanz zu den Untertanen. Von der Einsiedelei verwandelte sich die Eremitage nun zum Musensitz und zur Sommerresidenz. Wilhelmine brachte als ihr Element die Bildungsbeflissenheit, Friedrich die Sinnesfreude ein. Ihr neu erbautes Eremitenhaus staffierte die Markgräfin mit den Büsten von Philosophen und Naturwissenschaftlern aus, deren Werke sie dort las. Sie schuf sich hier immer mehr eine Traumwelt, in die sie zurückziehen konnte aus einer Realität, mit der sie unzufrieden war. Markgraf Friedrich siedelte sein Eremitenhaus in einer großen, am Rande des Gartens gelegenen Grottenanlage an, wo er von steinernen Nymphen und Flußgöttern umgeben war.

In den 40er und 50er Jahren des 18. Jahrhunderts ließen Friedrich und Wilhelmine die Eremitage beträchtlich vergrößern und umgestalten. Es entstanden drei neue Boskettbezirke und zahlreiche Kleinbauten in Form von Chinoiserien, künstlichen

Küchenbau und Häuser für die Hofgesellschaft in Sanspareil. Kolorierter Kupferstich von Johann Gottfried Köppl, 1793



Ruinen und „bäuerlichen“ Häuschen. Ein solches z. B. bekam die Tochter des Markgrafenpaars, Elisabeth Friederike Sophie, gleich am Eingang zur Eremitage erbaut. Es war eingeschossig und bestand aus sichtbarem Fachwerk. Höhepunkt der neuen Eremitage-Bauten aber wurde die halbkreisförmige Orangerie mit ihrem freistehenden Mittelpavillon, dessen Kuppel der vergoldete Sonnenwagen des Apoll bekrönt.

Für wenige Jahre trat um 1744/50 eine andere „Eremitage“ in der Bautätigkeit in den Vordergrund: Sanspareil bei dem schwer zu erreichenden Dorf Zwernitz, das nahe der bambergschen Grenze lag. Ein Buchenhain mit bizarren Kalksteinfelsen, die das Markgrafenpaar vermutlich an die Darstellungen chinesischer Felsengärten auf zeitgenössischen Kupferstichen erinnerten, inspirierte sie zu der sicherlich außergewöhnlichsten Anlage unter den Bayreuther Gärten. Auf die übliche Abfolge der Gartenbereiche ist hier verzichtet, es gibt lediglich ein kleines Parterre vor dem Schloßchen.

Dahinter erstreckt sich anstelle eines Bosketts der Buchenhain, der in seinem Bestand nur wenig verändert, jedoch mit Wegen und Treppchen erschlossen und mit Laubengängen und Kleinbauten ausgestattet wurde. Alle Gebäude waren entweder aus Holz oder Treillagen (Lattenwerk), oder sie waren mit rohen Tuffsteinen verkleidet, was man als „Grottenmauerwerk“ bezeichnet. Es gab kein einziges Haus in den zeitgenössischen akademischen Bauformen. Prinzessin Elisabeth Friederike Sophie erhielt wieder ein kleines Bauernhäuschen, das diesmal mit Stroh gedeckt war, aber im Innern natürlich alles andere als bäuerlich, sondern sehr

komfortabel ausgestattet war. Um 1747/48 wurden die einzelnen Szenerien in dem Buchenhain nach Friedrichs Idee aus der Geschichte Telemachs, des Sohnes des Odysseus, benannt.

Jahrelang bemühte sich das Hofbauamt, in Sanspareil eine „Wasserkunst“ zustande zu bringen. Diese wurde in einem Lustgarten als unentbehrlich betrachtet, noch dazu in einem, in dem etliche Gebäude mit Grottierung verkleidet waren.

Auf der trockenen, karstigen Hochfläche der Fränkischen Alb stieß dies auf unüberwindliche technische Schwierigkeiten. So schnell, wie sich das Markgrafenpaar für das neue Projekt Sanspareil begeistert hatte, so schnell verflieg auch wieder das Interesse daran. Ab ungefähr 1750 beschäftigte man sich wieder intensiv mit der Eremitage bei Bayreuth – St. Johannis. Es läßt sich nicht genau feststellen, wie oft sich der Hof überhaupt in Sanspareil aufhielt. Diese Anlage war eine fürstliche Laune, wie man sie in der Gartenkunst des späten 18. Jahrhunderts dann als „Follie“ bezeichnet hätte.

Zwar sind die Gärten von Friedrich und Wilhelmine keine frühen Landschaftsgärten, als die sie hin und wieder bezeichnet wurden. Deren Gestaltungsmittel sind ganz andere: Sie versuchen, mit Hilfe von Geländemodellierung, Gebüsch- und Baumpflanzungen künstliche Landschaften zu schaffen, die sich im Durchwandern erschließen. Die Bayreuther Anlagen blieben immer der geometrischen Gartenkunst des Rokoko verbunden, deren Elemente sie jedoch auf höchst originelle Weise anwendeten und variierten, so daß hier ein unverwechselbarer lokaler Gartenstil entstand.

Verwendete Literatur:
Erich Bachmann, Die Anfänge des Landschaftsgartens in Deutschland. In: Zeitschrift für Kunstwissenschaft Jg. 1954, S. 203–228.

Ursula Frenzel, Beiträge zur Geschichte der barocken Schloß- und Gartenanlagen des Bayreuther Hofes. Diss. Erlangen 1959.
Sylvia Habermann, Bayreuther Gartenkunst. Worms 1982.
Dieter Hennebo/Alfred Hoffmann, Geschichte der deutschen Gartenkunst. Hamburg 1965.
Gerhard Pfeiffer, Markgräfin Wilhelmine und die Eremitagen bei Bayreuth und Sanspareil. In: Festschrift für Fridolin Solleder, hrsg. von Horst Heldmann. Neustadt/Aisch 1966, S. 209–221.

Das Schloß St. Georgen in Bayreuth

Vom Lustschloß zum Gefängnis

Christoph Rabenstein



Ende 1997 stand das Gebäude – wieder einmal – negativ in den Schlagzeilen: „Geiselnahme im Gefängnis St. Georgen“ war zu lesen. Gefangene hatten einen Beamten in ihre Gewalt gebracht und wollten ihre Freilassung erpressen. Glücklicherweise endete diese Aktion unblutig, und die Geiselnnehmer konnten bald überwältigt werden. Aber so manch einer der auswärtigen Fernseh- und Rundfunkreporter, die zahlreich nach Bayreuth geeilt waren, werden sich verwundert die Augen gerieben haben: Ein imposantes barockes Schloß inmitten der Stadt, das als Gefängnis genutzt wird? Das ist einmalig in Bayern, wenn man von den Beispielen der ehemaligen Klöster in Ebrach und Kaisheim einmal absieht.

Die Insassen interessiert zunächst am meisten, wie sie möglichst bald wieder dieses Gebäude verlassen können. Interesse an der Baugeschichte zeigen dennoch einige. Hingegen wissen viele Bayreuther, die tagtäglich am Markgrafenschloß vorbeifahren, darüber kaum Bescheid. Touristen, die die Markgrafensteinadt Bayreuth besuchen, beachten dieses Kleinod selten – es wird in den Reiseführern auch kaum erwähnt. Das ist schade, denn dieses Gebäude ist architektonisch besonders interessant und hat eine bewegte historische Vergangenheit.

Situierung

Das Schloß liegt im heutigen Stadtteil St. Georgen und ist von Häusern umgeben. In der Entstehungszeit vor fast 300 Jahren gehörte diese Ansiedlung nicht zur eigentlichen Markgrafensteinadt, sondern lag einige Kilometer vom Zentrum entfernt. Zunächst müssen wir uns deshalb die Frage stellen, warum gerade an diesem Ort das Schloß errichtet wurde. Das hängt eng zusammen mit dem Erbauer, dem späteren Markgrafen Georg Wilhelm (1678–1726). Deshalb sollen seine Person und die Motive zur Anlage des Schlosses kurz dargestellt werden.

Sein Vater, der Markgraf Christian Ernst, war im Jahre 1700 erst 45 Jahre alt, und er war noch recht rüstig. Es sah nicht so aus, als ob der 22 Jahre alte Prinzregent bald seine Nachfolge antreten müßte und so eigener Herr mit Hofstaat und Residenz, damals im heutigen Alten Schloß in Bayreuth, werden würde. Aber genau das wollte der junge Prinz. Hinzu kam, daß sein Vater nach dem Tod der Mutter des Erbprinzen, Markgräfin Sophie Louise, im Jahre 1702 noch einmal geheiratet hatte, nämlich die brandenburgische Prinzessin Elisabeth Sophie. Diese resolute Dame war für damalige Verhältnisse recht emanzipiert und mischte sich in die Regierungsgeschäfte des

Kolorierter Prospekt von Bayreuth und St. Georgen am See, Kupferstich um 1710



Markgräfin Wilhelmine im damaligen Weierhaus, im Hintergrund das St. Georgener Schloß mit See und Hafenanlagen. Melchior Rein, der Autor, muß den Delsenbach-Stich leicht abweichend kopiert haben. Tatsächlich sah die Anlage aber damals ganz anders aus.

Markgrafen Christian Ernst verstärkt ein. Doppelter Grund also für den Prinzen, sich einen eigenen Hofstaat zu schaffen, und dazu gehörte ein Schloß.

Und warum gerade an diesem Ort? Dazu muß man wissen, daß früher in diesem Bereich ein großes Gewässer vorhanden war, der sogenannte Brandenburger See. Er diente seit dem 16. Jahrhundert zum Fischfang, bis dann der Prinzregent Georg Wilhelm Schiffe erbauen ließ und seine Seeschlachten veranstaltete. Die Anregung dazu hatte er auf seiner „Kavaliertour“ bekommen, die ihn nach Holland und England führte. Er erfuhr dort – ähnlich wie Zar Peter der Große – viel über Schiffbau und die Seefahrt und war von diesen Eindrücken so begeistert, daß er auch sein erstes

Schloß unmittelbar am Seeufer errichten ließ. Der Brandenburger See wurde übrigens bereits 1775 eingedämmt abgelassen; heute befindet sich das Bayreuther Industriegebiet auf dieser Fläche.

Das St. Georgener Schloß

Das Gebäude, das wir heute bewundern können, ist eigentlich das „zweite“ Schloß, denn es existierte ein Vorläuferbau, der aber schon 20 Jahre nach der Fertigstellung abgerissen werden mußte.

Der Grundstein für das erste Schloß wurde am 7. Juli 1701 gelegt. Die Gesamtplanung lag in Händen des berühmten italienischen Architekten Antonio della Porta. Wie bei vielen anderen Bauwerken des späteren Markgrafen Georg Wilhelm konnten die Baumaßnahmen nicht schnell genug vorangehen. In einem Schreiben vom 12. September, also nur zwei Monate später, heißt es: „Nun dann S. deß Hochfürst. Erb-Prinzens durchl. angeregten Hausbau beschleuniget, und noch vor dem winter Zur perfection gebracht wissen wollen ...“

Diese übereilte Bautätigkeit könnte auch die Ursache für die schlechte Ausführung gewesen sein.

Nach zwei Jahren war der mittlere Teil fertiggestellt, und es begannen die Arbeiten an den beiden Seitenflügeln. Mit dem Innenausbau wurde 1704 angefangen, wobei allein 25 Zimmerleute beschäftigt waren.

Bereits im Jahre 1706 wurde mit dem Bau des angrenzenden Opernhauses begonnen. Wir können davon ausgehen, daß zu diesem Zeitpunkt – spätestens jedoch 1707 – die Arbeiten am Schloßbau beendet waren.

Die Bauleitung hatte nach dem Tod von Antonio della Porta der sog. Commissario Johann Cadusch übernommen. Er war seit 1694 Kammerdiener des Erbprinzen Georg Wilhelm und hatte sich selbst ein Haus in St. Georgen errichtet. Außerdem wird in den Urkunden auch der Maurermeister Johann Jacob Weiß erwähnt. Er stammte aus Kulmbach und war 1675 Stadtmeister in Bayreuth geworden. Ein weiterer bekannter Handwerker und Künstler sollte erwähnt werden: der Hofbildhauer Elias Rantz. Er hatte die Aufgabe übernommen, das Hauptportal des Schlosses zu gestalten. Wir wissen aus den vorhandenen Urkunden, daß er dazu im März 1702 ein Modell angefertigt hatte und im darauffolgenden Jahr das Portal aus Eichenholz gebaut hat.

Da das alte Schloß, das um 1707 fertiggestellt wurde, nicht mehr existiert, ist es schwierig, das genaue Aussehen zu rekonstruieren. Es gibt verschiedene Abbildungen, die z. T. stark variieren. Am bekanntesten sind der Prospekt von Bayreuth und St. Georgen, der um 1710 entstanden sein muß, und ein Kupferstich von J. A. Delsenbach nach einer Zeichnung von Paul Decker dem Älteren. Der Pro-

spekt ist zwar künstlerisch weniger beeindruckend als die Darstellung Delsenbachs, die topographische Genauigkeit ist aber erheblich größer.

Deutlich zu erkennen sind drei getrennte, langgestreckte Gebäudeteile mit rechteckiger Grundfläche. Diese Dreiteilung kann als sicher angesehen werden. So wird beispielsweise in einer Urkunde vom 13. Oktober 1704 von „Herrn Erb-Printzens dreyer Häuser zu St. Georgen am See“ gesprochen, und in der Legende der Residenzkarte von Johann Georg Dülp, die um 1720 entstanden ist, heißt es: „Drey Fürstl. Häuser Schlößer“.

Diese drei Gebäude standen aber auf einem gemeinsamen Podest und waren durch ein Kellerschoß verbunden.

Warum die Einzelteile nicht zusammengebaut worden waren, bleibt unklar. Wahrscheinlich wollte della Porta die Gesamtfassade dadurch auflockern. Als Vorbild mag die damalige holländische und englische Schloßarchitektur gedient haben. Dort wurden ebenfalls mehrere Baukörper zu einer Gesamtanlage zusammengefaßt.

Das gequaderte Sockelgeschoß war rechts und links durch Arkaden gegliedert. Im Mittelteil führte eine breite Treppe zum Steg, der zur vorgelagerten Insel ging. Zwischen dem Sockelgeschoß und dem ersten Stock befand sich durchgehend ein Mazzanin (Halbgeschoß).

Die Fassade wurde im Hauptteil vollständig und in den Seitenflügeln im mittleren Teil durch kolossale Pilaster gegliedert. Sie dienten als Sockel für die Skulpturen über dem Hauptgesims. Diese figureschmückte Attika vor dem Walmdach war besonders auffällig und stellte eine Neuerung in der Bayreuther Barockarchitektur dar. Das Mittelgebäude überragte die Seitenflügel durch ein fünfachsiges Zwerchhaus, das ebenfalls durch Figuren geschmückt wurde.

Zur Seeseite hin schloß sich eine Gartenanlage an, und die vorgelagerte Insel war durch Rosenstöcke geschmückt.

Das zweite Schloß

Im Jahre 1722 wurden 2.000 Fuder Steine nach St. Georgen angewiesen. Die Ordenskirche war zu diesem Zeitpunkt bereits fertiggestellt. Wir können davon ausgehen, daß diese Materiallieferung für den Neubau des baufälligen Schlosses bestimmt war.

1723 wurde jedenfalls mit dem Abriß des Mittelteils begonnen und zwei Jahre später der Grundstein für das heute noch bestehende Gebäude gelegt. Architekt und Bauleiter war Johann David Rantz d. Ä., ein Sohn von Elias Rantz. Er war zunächst als Bildhauer ausgebildet worden, bevor Paul Decker seine Fähigkeiten als Baumeister entdeckte und ihn förderte. Decker, der wiederum beeinflusst

Das Schloß mit im April, über mit August



Die Hauptfront des Ordensschlosses in St. Georgen, zweites Schloß, Zeichnung von Sixtus Jarwart

wurde vom berühmten Berliner Baumeister Andreas Schlüter, prägte so den Stil seines Schülers.

Johann David Rantz hat zahlreiche Profan- und Sakralbauten im Bayreuther Gebiet und in Erlangen entworfen und z. T. selbst ausgeführt, so Gebäude in der Friedrichstraße, das alte Rathaus in Bayreuth oder Kirchen in St. Johannis und Wunsiedel (Entwürfe) oder den Kirchturm in Seidwitz.

Als sein Hauptwerk gilt das Ordensschloß in St. Georgen.

Es wurde nach zweijähriger Bauzeit im Jahre 1727 weitgehend fertiggestellt. Der eigentliche Auftraggeber, Markgraf Georg Wilhelm, konnte die Vollendung des Werkes allerdings nicht mehr miterleben; er starb bereits 1726.

Er hätte seine Freude an dieser Anlage gehabt, denn sein so geliebter „Ordre de la sincérité“ ist ein bestimmendes Element dieses Neubaus. So findet sich das Ordenskreuz gleich viermal in den Kapitellen der Südfront.

Insgesamt ist das neue Schloß größer und wuchtiger geraten als der Vorgängerbau. Es ist dreigeschossig und überragt die alten Seitenflügel, mit denen es nun verbunden ist.

Kommen wir zunächst zur Südfront, also zur Seite, die heute noch von der Bernecker Straße aus zu sehen ist.

Die dreiteilige Fassade ist so gestaltet, daß alles auf das Zentrum, das große Balkonfenster im ersten Stock und das markgräfliche Wappen darüber, ausgerichtet ist. Der absolutistische Machtanspruch des Herrschers kommt hier deutlich zum Ausdruck.

Wie wurde das architektonisch erreicht? Zum einen tritt der fünfachsige Mittelbau risalitartig nach vorn. Die beiden vierachsigen Seitenflügel sind zwar nicht schroff abgesetzt, sondern bogenförmig an-

Literatur:
Berve, Raghilt: Stadterweiterungen der fränkischen Residenzstädte Ansbach, Bayreuth und Erlangen im 17. und 18. Jahrhundert, Düsseldorf 1975
Busch, Josef Martin: Geschichte der fränkischen Residenzstädte Ansbach, Bayreuth und Erlangen im 17. und 18. Jahrhundert, Düsseldorf 1975
Frenzel, Ursula: Beiträge zur Geschichte der barocken Schloß- und Gartenanlagen des Bayreuther Hofes, Diss. Erlangen 1958
Gansera-Söffing, Stefanie: Die Schlösser des Markgrafen Georg Wilhelm von Brandenburg-Bayreuth, Bayreuth 1992

Das Ordenschloß,
Hauptfront,
heute ohne Balkon



Rechts: Die reich geschmückte Kartusche mit den Initialen des Bauherrn: GWMZB für Georg Wilhelm Markgraf zu Brandenburg



gebunden, treten aber deutlich in den Hintergrund. Die Fenster dieses Gebäudeteils sind kleiner und einfacher gestaltet, und es fehlt jeglicher Ornamentschmuck.

Zum anderen wurde das Erdgeschoß des Mittelrisalites bewußt bescheiden gestaltet und durch ein Gurtgesims von den Hauptgeschossen getrennt. Die Fenster sind auch hier kleiner und das Hauptportal schlicht. Die vier Pilaster beginnen eigentlich erst nach dem Erdgeschoß, der untere rustizierte Teil wird mehr als Sockel empfunden. Diese Wandpfeiler verbinden die beiden oberen Geschosse und lassen sie so als Einheit erscheinen.

Alles lenkt den Blick auf den mittleren Bereich. Dort im Zentrum steht das korbboogie große Mittelfenster, vor dem ein Balkon mit kunstgeschmiedetem Geländer angebracht war. Er fehlt heute leider. Denn erst durch dieses Attribut bekommt die Fassadengestaltung ihren eigentlichen Sinn. Wir können uns gut vorstellen, wie der Markgraf von diesem Balkon aus Gäste empfing oder Militärpa-

raden abnahm. Er stand im Zentrum, er war Mittelpunkt des Geschehens. Genau das symbolisiert auch die zentrale Stelle des Gebäudes. Über dem Markgrafen – gleich einer Krone – thronten ein flacher Dreiecksgiebel auf Volutenkonsolen und das reichgeschmückte Allianzwappen des Herrschers.

Den Abschluß der Fassade bildet ein Architrav, der reich mit Rankenkonsolen und Trophäen geschmückt ist. Dieser Konsolenfries leitet zur Dachzone über.

Das Dach des Mittelteils ist nun mansardenförmig angelegt. Dadurch wird der wuchtige Gesamteindruck der Fassade aufgelockert. Delsenbach hat ja diese Idee schon in seiner Darstellung aus dem Jahre 1712 aufgegriffen; Johann David Rantz realisierte sie nun im zweiten Schloßbau.

Die Rückfront ist vom Aufbau her ähnlich gestaltet. Sie zeigte ja einst in Richtung Brandenburger See und hatte eine zentrale Funktion als Ausgangspunkt für die barocken Seefeste. Vom Ordenssaal aus betrat man durch ein bogenförmiges Portal eine Plattform. Von dort aus führte eine zangenförmige doppelläufige Treppe in den nördlichen Gartenbereich und auf den Steg, der zur Roseninsel führte.

An der Stelle, an der sich auf der Vorderseite das Allianzwappen befindet, ist nun eine Kartusche mit den Initialen des Bauherrn angebracht. Die Buchstaben GWMZB (= Georg Wilhelm Markgraf zu Brandenburg) bekrönen Hohenzollerische Adler und ein Fürstenhut.

Auch auf der Seeseite werden die vier Pilaster mit Kapitellen geschmückt, die das Ordenskreuz als Motiv aufweisen.

Die Seitenflügel sind auf der Gartenseite nicht zurückgesetzt; die heute rechts und links vorgebauten Treppentürme wurden erst in späterer Zeit angefügt.

Die Gartenseite des Schlosses mit der zangenförmigen Freitreppe kennen auch St. Georgener Bürger kaum, heute Gelände der Justizvollzugsanstalt.





Deckengemälde des Ordenssaales mit der Darstellung – Gegenüberstellung – von Friedens- und Kriegsallegerien

Der Ordenssaal

Der zentrale Raum, um den sich alle anderen gruppieren, ist der Kapitel- oder Ordenssaal. Er wurde so genannt, weil hier am Georgstag die Ordensritter zusammenkamen, um Kapitel (Versammlung des Ordens) zu halten. Schon im alten Schloß existierte dieser Festsaal, über dessen Ausgestaltung wir durch den Kupferstich „Rittertafel“ aus dem Jahre 1722 gut informiert sind.

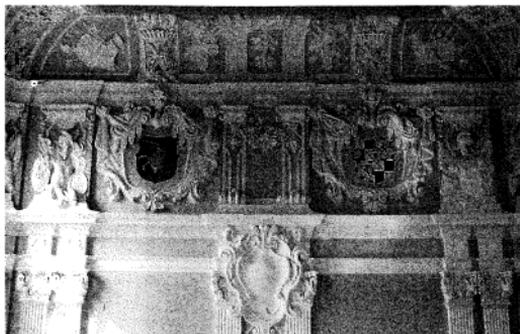
Der Ordenssaal im zweiten St. Georgener Schloß ist, wie im alten Gebäude, als „Breitraum“, nicht als „Längsraum“ zu verstehen. In dem fünfachsigen, zweigeschossigen Raum finden wir reichgeschmückte Stuckwerke und als Deckenmalerei die Allegorie von Krieg und Frieden. In der Mitte thront die Aufrichtigkeit, über ihr schwebt der Adler mit dem Orden „de la sincérité“. Vorbild dafür war das Berliner Stadtschloß. Dieser beeindruckende Raum wurde vor einigen Jahren renoviert.



Links Deckengemälde, Detail: Apoll und die Neun Musen



Rechts Deckengemälde, Detail: Mars und Fama



Ordenssaal, Wappen der Familie Gravenreuth und der Stadt Bayreuth (später hinzugefügt)

Rechts: Ordenssaal, Stuckpilaster, Detail

Literatur Fortsetzung:
 Habermann Sylvia: Bayreuther Gartenkunst, Worms 1982
 Herrmann, Erwin: Höfische Feste und markgräfliche Schiffe in St. Georgen, in AO 65, 1985
 Kripp(ner), Samuel: Krippneri origines orbis S. Georgii ad lacum. Der Anfang und wahrhaftige Ursprung der Stadt St. Georgen am See ingemein der Brandenburger genannt, Bayreuth ca. 1736
 Müssel, Karl: Das Markgrafenschloß St. Georgen, in: Festschrift zum 7. Brannaburger Bürgerfest, 1991
 Ders.: Die Erbprinzenresidenz St. Georgen – Eine barocke Stadtgründung am Brandenburger See, in: Frankenland 5, 1985
 Rabenstein, Christoph/Werner Roland: St. Georgen. Bilder und Geschichte(n), Bayreuth 1994
 Rupprecht, Bernhard: „Gedächtniß der von Uns angefangenen Neuen Stadt zu St. Georgen am See“; Die Finanzstadt des Markgrafen Georg Wilhelm, in: Neubauss, Helmut (Hg.): Aufbruch aus dem Ancien régime, Beiträge zur Geschichte des 18. Jahrhunderts, Köln, Weimar, Wien, 1993

So imposant das mittlere, neuerrichtete Schloß auch gelungen war, das Gesamtgebäude machte sicher nach 1727 keinen harmonischen Eindruck. Die Seitenflügel des ersten Schlosses, die Markgraf Georg Wilhelm ebenfalls erneuern wollte, sind ja stehen geblieben. Sie paßten in Geschoßhöhe und Gesamtgliederung nicht mehr zum Neubau. Die Gesamtfront war jetzt nicht mehr durch Gebäudeaufteilung aufgelockert, die nicht massiv gebauten Seitenflügel waren baufällig. Es verwundert deshalb nicht, wenn die Markgräfin Wilhelmine, die von der Lage des Schlosses beeindruckt war, in ihren Memoiren über die architektonische Gestaltung folgendes äußerte: „Das Hauptgebäude ist von Stein ... Das Äußere dieses Gebäudes ist voll Fehler, beide Flügel sind nicht massiv ...“

Auch die Räumlichkeiten des Schlosses, so wie sie Mitte des 18. Jahrhunderts ausgesehen haben, beschreibt sie: „Das Innere besteht aus einem großen, sehr wohl verzierten, wohl proportionierten Saale (das ist der Kapitelsaal, d. V.), der an jeder Seite acht Zimmer hat, die eines in das andere führen, wodurch dieser Bau ein Ansehen von Größe erhält, aber im Grunde sehr unbequem ist. Alle diese Zimmer waren im Geschmack des Bayreuther Schlosses, d. h. sehr schlecht möbliert ...“

Letzte Blüte und dann ...

Als Wilhelmine diese Zeilen schrieb, erlebte das St. Georgener Schloß noch einmal eine kurze Blütezeit.

Zu Beginn der 1740er Jahre wurde der Südgarten angelegt und 1744/45 ein Orangeriegebäude in der Nähe der heutigen Kellerstraße errichtet.

Die Gesamtanlage diente der Markgrafenfamilie als Lustschloß und wurde vor allem in den Sommermonaten als Kulisse für große Feste und Feiern benutzt. Dabei spielten weniger die Räumlichkeiten – vielleicht einmal abgesehen vom Ordenssaal – eine Rolle, sondern die großartige Lage am Branden-

burger Weiher mit der Möglichkeit zur abwechslungsreichen Schifffahrt.

Als die Markgrafenzeit in Bayreuth zu Ende ging und die höfischen Feste verschwanden, verlor das Schloß in St. Georgen die eigentliche Funktion.

Das letzte große Seefest wurde vom liebsten Markgrafen Karl Alexander im Jahre 1771 veranstaltet. Es endete mit einem großen Gewitter und Hagel. Im Schloß sollen alle Lichter ausgegangen sein, nur im Ordenssaal brannten noch die Kerzen.

Dieser „Schwanengesang der Markgrafenzeit“ (Müssel) symbolisierte auch das Ende der Anlage als Lustschloß. 1775 wurde – wie erwähnt – der Brandenburger See aufgelöst und damit auch die herrliche Lage des Schlosses entwertet.



Das Schloß wurde als Remise und Warenlager mißbraucht und diente zeitweise als Garnisonslazarett, bis es schließlich Anfang dieses Jahrhunderts zum Gefängnis umgebaut wurde und bis heute genutzt wird.

Seit einigen Jahren gibt es einen rührigen Verein, den „Freundeskreis Schloß St. Georgen“, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, das „Schloß aus der Hand der Justiz“ zu befreien.

Dieser Initiative kann man nur Erfolg wünschen. Vielleicht wird das Schloß im 4. Jahrhundert seines Bestehens wieder aus dem Dornröschenschlaf geweckt.

Neues Schloß und Hofgarten zu Bayreuth im Spiegel der Reiseliteratur

Ingo Toussaint

„Der Markgraf und die beiden Prinzessinnen, seine Töchter, sammt dem Hofe empfinden mich am Fuße der Treppe; er führte mich sogleich nach meiner Wohnung, bei deren Beschreibung ich mich einen Augenblick aufhalten will; sie war so schön, daß sie dies verdient. Man führte mich in dieselbe durch einen langen, mit Spinnweben tapezirten Gang, der so schmutzig war, daß es Uebelkeiten erregte. Ich trat in ein großes Zimmer, dessen größte Zierde in seinem Deckenstück bestand, obschon es altväterisch war. Die darin befindliche gewirkte Tapete mochte zu ihrer Zeit sehr schön gewesen sein, doch jetzt war sie so alt und verblichen, daß man nur mit Hilfe eines Mikroskops errathen konnte, was sie vorstellte; die Figuren darauf waren im Großen dargestellt, und die Gesichter so durchlöchert und von der Zeit mitgenommen, daß es schien, als wären es Gespenster. Das anstoßende Kabinet war mit einem leichten, schmutzfarbenen Brocade austaffirt; neben diesem befand sich ein zweites, dessen Ausstattung von grünem durchbrochenen Damaste – ich sage durchbrochen, weil er so zu Fetzen zerrissen war, daß allenthalben die Leinwand durchguckte – von bewundernswürdiger Wirkung war. Ich trat in mein Schlafzimmer, dessen ganze innere Verzierung aus grünem Damaste mit Adlern von verblühenem Golde bestand. Mein Bett war so schön und so neu, daß es in vierzehn Tagen keine Vorhänge mehr hatte; sie zerrissen sobald man sie anrührte. Diese Pracht, an die ich nicht gewöhnt war, überraschte mich ungemein.“)

Das war am 22. Januar 1732, abends 18 Uhr, die fürstliche Wohnsituation, wie sie die frisch mit dem Erbprinzen Friedrich von Brandenburg-Bayreuth vermählte Wilhelmine, geborene Prinzessin von Preußen, vorgefunden haben will. 1735 starb ihr sparsamer Schwiegervater, und ihr Gatte übernahm die Regierung im Markgraftum. Wilhelmine konnte sich nun nach ihren eigenen Vorstellungen einrichten. Der verheerende Brand des Stadtschlusses am 26. Januar 1753¹⁾, fast zum 21. Jahrestag ihres Einzugs, gab Gelegenheit, den nun mehr oder minder eingeseicherten alten Räumlichkeiten endgültig den Rücken zu kehren und, an neuem Standort, neu zu beginnen. Mittels Umwidmung und Einbezug bereits vorhandener Gebäude an der außerhalb der Stadtmauern gelegenen Rennbahn – des noch nicht ganz fertiggestellten Kirchenbaus der Refor-



mierten, des Predigerhauses und dreier Bürgerhäuser – konnte die Bauzeit kurz gehalten werden. Der mit der Synthese und Ausgestaltung des Vorgegebenen beauftragte Hofarchitekt Joseph St. Pierre fand tatkräftige Unterstützung bei Wilhelmine selbst:

„Der Markgraf hat ein Haus für mich gekauft, ähnlich demjenigen, worin ich jetzt wohne. Die reformierte Kirche, die erst halb fertig ist, liegt dazwischen. Ich habe mir kein Gewissen daraus gemacht, den Gott Calvins auszusiedeln, solange der Gott Luthers selbst ausgezogen ist, da er ja die Schloßkapelle in Flammen aufgehen ließ. Diese Kirche liefert uns einen Saal und zwei große Zimmer, die die Verbindung zwischen meinem Hause und dem des Markgrafen herstellen. Ich habe mir das Vergnügen gemacht, den Plan meines Palastes selbst zu entwerfen; er ist zwar puppenhaft, wird aber ganz bequem werden.“²⁾ Für die Anlage des Hofgartens konnte auf den bereits vorhandenen markgräflichen Garten zurückgegriffen werden, in dessen westlichem Randbezirk auch das reformierte Bethaus gelegen war.³⁾

Markgrafenbrunnen vor dem Neuen Schloß

¹⁾ Wilhelmine Friederike Sophie (Bayreuth, Markgräfin), *Memoiren* [...]. Nach dem französischen Original. Übers. v. Th. Hell, Bd. 2, Braunschweig 1845, S. 11 f. – Ingo Toussaint (Hrsg.), *Reisen nach Bayreuth*, Hildesheim–Zürich–New York 1994, S. 64–66.

²⁾ Wilhelmine selbst vermutete Brandstiftung. Wilhelmine Friederike Sophie (Bayreuth, Markgräfin), *Friedrich der Große und Wilhelmine von Bayreuth*, hg. und eingeleitet von Gustav Berthold Volz, dt. von Friedrich von Oppeln-Bronikowski, Bd. 2, Berlin u. Leipzig 1926, Nr. 325.

³⁾ Ebd., Brief Nr. 338 vom 6. März 1753.

Gartenseite des Neuen Schlosses, im Vordergrund Badetrakt



Die Markgräfin war zu diesem Zeitpunkt keine unerfahrene Bauherrin und auch keine unerfahrene Gartengestalterin mehr. Sie hatte mittlerweile den Lustgarten Eremitage umgestaltet (ab 1735), darin den das Schloß (heute „Altes Schloß“) erweitern und die Orangerie (heute „Neues Schloß“) bauen lassen⁶⁾, zusammen mit Markgraf Friedrich ab 1744 den Felsengarten Sanspareil mit dem Morgenländischen Bau angelegt⁷⁾ und die Errichtung des Opernhauses verantwortet⁸⁾ Während sie diese Neuschöpfungen noch ausgiebig genießen konnte, war die Freude an ihrem neuen Stadtschloß von kurzer Dauer. 1758 starb Wilhelmine. Für ihre Nachfolgerin wurde das Schloß eigens um einen großzügigen Anbau, den „Italienischen Bau“, erweitert.⁹⁾

Der erste Bericht eines Schloß- und Hofgartenbesuchers datiert aus der Zeit dieser zweiten Gemahlin des Markgrafen Friedrich, Sophie Caroline Marie von Braunschweig-Wolfenbüttel, einer Nichte der Wilhelmine und Schwester der Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar. Er stammt aus der Feder des Reichsgrafen Friedrich Ulrich zu Lynar (1736–1807), der, auf der Rückreise von Venedig, ab 17. August 1762 am Bayreuther Hof weilte: „das Schloß ist eben nicht sehr prächtig gebaut, aber inwendig mit sehr viel Geschmack eingerichtet; es ist aber noch nicht alles fertig. Es steht auf einem Platze, der in der Mitte mit einer schön verguldeten Statue zu Pferde geziert ist. [...] Den 21sten August. Ich sahe heute den hiesigen Schloßgarten, der erst neulich sehr schön angelegt worden; aber darin die schönen breiten Wasserkanäle, auf die Art des Gartens zu Nymphenburg, der Irrgarten, Voliere, Menagerie, und Maillebahn, sich sehr gut ausnehmen.“¹⁰⁾

Sieben Monate nach diesem Besuch des Grafen Lynar war Markgraf Friedrich nicht mehr unter den Lebenden. Sein Onkel Friedrich Christian, der ihm 1763 in der Regierung folgte, überlebte ihn gerade einmal um sechs Jahre. 1769 fiel das Markgratium Bayreuth an die Ansbacher Linie, Bayreuth war nur noch Nebenresidenz.¹¹⁾ Es war das Bayreuth des Ansbacher Markgrafen Alexander (1736–1806), das der aus Riga gebürtige und seit 1772 in Kulmbach wohnende Privatgelehrte Andreas Meyer beschrieb:

„Bayreuth am 8[.] November 1770. [...] Das alte Schloß, das nur noch in seinen Ruinen zu sehen ist, zeigt mehr als zu sehr, wie viel Schönes diese ehemalige Residenzstadt durch den unglücklichen Brand eingebüßt hat, der den besten Theil der fürstlichen Wohnung in einen Aschenhaufen verwandelt hat. Man hat indessen bald nachdem einen andern Pallast, in der Nachbarschaft des Ersten, einrichten lassen, der ebenfalls regelmässig, an einem grossen und freyen Platze in der Stadt aufgeführt ist, und vor welchem sich die in Stein gehauene und dabey schön vergoldete Statue des Markgrafen Christian Ernst zu Pferde befindet. Hinter dem Schlosse ist ein schön angelegter fürstlicher Garten, der mit sehr prächtigen Statuen, mit Bruststücken, die auf umgewandten Pyramiden ruhen, mit Springbrunnen, und ausserdem noch mit vielen Hecken, Grotten, Bogengängen und andern geschmackvollen Zierrathen, so vortreflich ausgeziert ist, daß ich mit Grund der Wahrheit sagen kann, daß dieser gewiß einer der schönsten fürstlichen Gärten unter denen ist, die ich bisher gesehen habe.“¹²⁾

Ein anderer Privatgelehrter, der in Salzwedel geborene Philipp Wilhelm Gercken (1722–1791), war im selben Jahre durch Franken unterwegs: „Es sind in der Stadt eigentlich 2 fürstliche Schösser, davon das alte Markgraf Christian ausgebaut, wie aber selbiges im Jahr 1753 über den dritten Theil abbrannte, so ward das neue auf einen andern Platz, nemlich in der Rennbahn, ansehnlich aufgeführt. Auf dem freien Platz vor dem Schlosse ist ein schöner Brunnen, wo in der Mitte die Statue des Markgrafen Friederichs [richtig: Christian Ernsts] zu Pferde in voller Rüstung von einem recht guten Meister gehauen ist. Es ist zu bedauern, daß man den geschmacklosen Einfall gehabt hat, die meisterhafte Arbeit des Künstlers durch eine starke Vergoldung zu verderben. Der Schloßgarten ist recht gut angelegt, man findet darin schöne breite Wasserkanäle, eine Menagerie, Maillebahn und einen Irrgarten.“¹³⁾

Auch der Vogtländische Anonymus rechnet 1779 das neue Schloß zu den „neue[n] und ansehnliche[n] Gebäude[n]“ Bayreuths. Es liege „an einem viereckigten, mit schönen Häusern umgebenen Platze, in dessen Mitte, auf einem Brunnen, die Statue des Marggrafen Christian Ernst zu Pferde, von

⁶⁾ Sylvia Habermann, Bayreuther Gartenkunst, Worms 1982, S. 13 f. – Erich Bachmann, Neues Schloß Bayreuth, Amtlicher Führer, München ¹1985, S. 20.

⁷⁾ Habermann, S. 103–142; Ingo Toussaint (Hrsg.), Lustgärten um Bayreuth, Hildesheim–Zürich–New York 1998.

⁸⁾ Habermann, S. 147 ff. ⁹⁾ Ingo Toussaint, Das Markgräfliche Opernhaus, in: Paradies des Rokoko, hg. von Peter O. Krückmann, München–Berlin 1998.

¹⁰⁾ Karl Müssel, Kleine Hausgeschichte des Italienischen Baus am Neuen Schloß in Bayreuth. In: Archiv für Geschichte von Oberfranken 71 (1991), S. 9–48.

¹¹⁾ Friedrich Ulrich [Reichs]graf [zu] Lynar], Reise durch Ost-Deutschland. 1762, in: Sammlung kurzer Reisebeschreibungen [...], [Hrsg. v.] Johann Bernoulli, Berlin, Bd. 2 (1781), S. 109 u. 114. – Toussaint, Reisen nach Bayreuth, S. 102–105.

¹²⁾ Karl Müssel, Bayreuth 1769, in: Jahrbuch des historischen Vereins für Mittelfranken 95 (1990/91), S. 243–256.

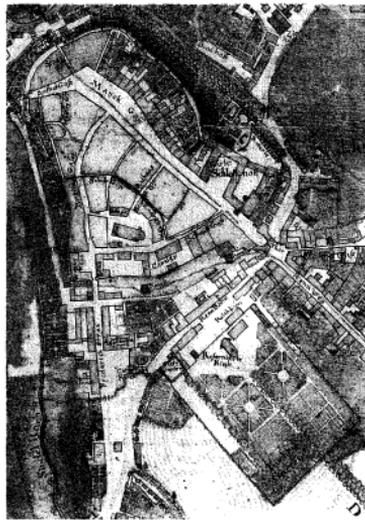
¹³⁾ [Andreas Meyer], Briefe eines jungen Reisenden durch Liefland, Kurland und Deutschland an seinen Freund Herrn Hoffrath K... in Liefland, Erster Theil, Erlangen 1777, S. 218–220. – Toussaint, Reisen nach Bayreuth, S. 107–113.

Stein, in kolossalischer Größe pranget. An dem Piedestal steht eine Innschrift in lateinischer Sprache. – Gleich hinter dem Schlosse liegt der fürstliche Garten, ein reizender und Jedermann offenstehender Spaziergang, der durch einen langen und breiten Kanal in zween ungleiche Theile getheilt wird, welche sehr schöne Partien enthalten, und sich in ein angenehmes Lustwäldchen verlieren. Der Kanal ist mit einigen artig gebauten Brücken versehen, und bildet in der Mitte ein ansehnliches, mit Schwänen bedecktes Becken, worauf eine Gondel liegt.“¹¹⁾

Auf seiner Reise nach Sachsen hat der Altdorfer Professor der Philosophie, Rhetorik, Poetik und Geschichte Georg Andreas Will (1727–1798) Ende Juli 1784 den Hofgarten besichtigt und es lebhaft bedauert, daß „Baireuth“, das seiner Meinung nach „mehr Schönes und Anziehendes, als Anspach“ habe, „nicht mehr von einem Hofe belebet“ werde.“¹²⁾

Im Sommer desselben Jahres zeigte der um eine Generation jüngere Johann Michael Füssel (1755 bis 1824), als Lehrer dreier Kinder des ansbachischen Hofmarschalls, seinen Zöglingen die markgräfliche Nebenresidenz. Es war am zweiten Tag einer gerade begonnenen Bildungsreise, die sie durch Franken, Böhmen und Bayern nach Linz führen sollte, die ihnen „ein Logis im neuen Schlosse angewiesen (wurde), das wir heute noch bezogen haben und mehrere Tage mit aller möglichen Bequemlichkeit bewohnen werden.“¹³⁾ Freilich bezieht der dritte Tag mit der Erkundung der allernächsten Umgebung:

„Heute morgen besahen wir den Hofgarten. Von unserem Zimmer aus, giengen wir queer durch den Anfang einer langen Allee, an deren Ende das Schießhaus liegt, und die gerade vom Schloßthor in eine zweyete führt, welche bis in die Eremitage reicht. Rechts wandten wir uns aus einer zweyten Allee in einen finstern Bogengang, und aus diesem kamen wir in einen grossen offenen Platz, an dessen etwas rund einwärts laufenden Vorderseiten wir schöne Statuen in Riesengröße aus der Mythologie, und in der Mitte ein Bassin vor uns sahen, das sich sehr gut ausnimmt. Dieses ist ein langes, oben sich krümmendes Wasser, in welchem ein blau und gelb angestrichenes Chineser-Häufchen, das zwey alten Schwänen und ihrer Familie zum Nachtquartier dient, und etliche Blumeninseln stehen, die sehr gut ins Auge fallen. Die Alleen sind lang, dickschattig und zu sanfter Melancholie einladend. Schade, daß man nicht viel Blumen sieht, wie in unserm grossen, lichten [Ansbacher] Hofgarten. Man sagte mir aber, daß sie größtentheils in versteckten Gärten, die in beschnittenen Hecken neben den Alleen angebracht sind, aufbewahrt würden, damit sie vor Freybeytere sicher wären. Desto angenehmer wird man von ihrem Duft überrascht, wenn man hier, besonders



„Carte speciale de la résidence de Baireuth“, 1745. Federzeichnung von Johann Adam Riediger. Ausschnitt Stadtkern mit Hofgarten

Abends, unter Lindenblüten spazieret. Man sucht die Blumen, und findet sie nicht, und eben deßwegen zieht man ihren erquickenden Wohlgeruch länger und begieriger ein.

Rechts an der zweyten Allee liegt ein Irrgarten, der zwar den Namen nicht mit der That führt, (denn man kann sich hier gar nicht verirren) aber ganz zu traulichen, oder einsamen Spaziergängen gemacht ist. Er wehrt die Sonne ab, hat stille Nischen, und einige gedeckte runde Plätze, in deren dicken Schatten eine nützliche Lektür doppeltes Vergnügen gewähren muß. Oben stößt er an ein Birkenwäldchen, das mit Bogengängen durchschnitten ist, die sich in der Mitte unter einem Dachhäuschen vereinigen. Hier ist der Aufenthalt der Nachtigallen, von denen bey Strafe keine gefangen werden darf. In diesem Hain, bey dem schmetternden Gesange der Philomele, ganz vom Frühlingsduft umhaucht, einen Kleist, Uz, Gleim, oder Bürger lesen – welche Wohlhust!“¹⁴⁾

Ein Jahr später stattete Elisa von der Recke, die in Karlsbad zur Kur weilte, Bayreuth einen Besuch ab. In Ihrer Begleitung befand sich als Gesellschafterin ihre gleichaltrige Freundin Sophie Becker (1754–1789), die eifrig Tagebuch führte: „Baireuth, den 16. Juli. [...] Gleich nach dem Essen besahen wir mit unsrer Tischgesellschaft das Schloß und einen Teil des Gartens. Ein schönes Muschelzimmer gefiel mir im Schlosse am besten. Auch ist da eine kleine Sammlung Gemälde. [...] Baireuth, den 17. Juli. Ich ging heute früh mit den beiden Rutenbergs noch im Schloßgarten umher, der mehrentheils aus langen Baumgängen besteht. Das viele

¹¹⁾ Philipp Wilhelm Gercken, Reisen durch Schwaben, Baiern, die angränzende Schweiz, Franken, die Rheinische Provinzen und an der Mosel etc. in den Jahren 1779–1783 [...]. II. Theil, Stendal 1784, S. 397. – Toussaint, Reisen nach Bayreuth, S. 113 f. ¹²⁾ Bemerkungen auf einer Reise durch Deutschland und die Niederlande, in den Jahren 1779, 80 und 81, Erster Abschnitt, in: Sammlung kurzer Reisebeschreibungen [...]. (Hrsg. v.) Johann Bernoulli, Bd. 13, Berlin u. Leipzig 1784, S. 99 f. – Toussaint, Reisen, S. 114–117.

¹³⁾ [Georg Andreas] Will, Briefe über eine Reise nach Sachsen, Altdorf 1785, S. 16. – Toussaint, Reisen, S. 121–124.

¹⁴⁾ (Johann Michael Füssel), Unser Tagbuch oder Erfahrungen und Bemerkungen eines Hofmeisters und seiner Zöglinge auf einer Reise durch einen großen Theil des Fränkischen Kreises nach Carlsbad und durch Bayern und Passau nach Linz, Erster Theil, Erlangen 1787, S. 48. – Toussaint, Reisen, S. 118–121.



Hofgarten,
Sonnentempel

Wasser und die Schwanenzucht ist mir das liebste. Von da gingen wir durch die neue Gartenanlage durch Minister Seckendorf in die Schloßkirche [...]“¹⁷⁾

Jener Anonymus, der 1788 in Johann Georg Meusels „Museum für Künstler und für Kunstliebhaber“ auftrat, will 1786 auf einer Reise nach Sachsen etwa fünf Tage in Bayreuth zugebracht haben. Durch ihn erfahren wir wieder einmal etwas über die Schloßanlage im Zusammenhang mit ihrem Besitzer: „Das Residenzschloß, in einer leichten Manier aufgebaut, enthält izt, da der Markgraf jährlich nur auf ein paar Tage zur Revue hinkommt, wenig, was für die Kunst merkwürdig wäre. Aber vor allen zeichnen sich doch die in dem Erdgeschosse gegen den Schloßgarten zu stossenden allerliebsten Zimmerchen aus, worin der Fürst bei seinem jedesmaligen Aufenthalte logirt. Niedlicher und geschmackvoller kann man sich keine Wohnung für einen großen Herrn denken, als diese Reihe von Zimmern mit dem ihnen angemessenen Aneublement.“¹⁸⁾

Der letzte Besuch des großen Herrn fand im Februar 1791 statt, nachdem er bereits am 16. Januar in einem Geheimvertrag die Fürstentümer Ansbach und Bayreuth an Preußen abgetreten hatte, um sich ins Privatleben zurückziehen zu können. Am 28. Januar 1792 übernahm Karl August von Hardenberg für den preußischen König die Verwaltungsgeschäfte im ehemaligen Markgraftum Bayreuth. Der Staatsminister wohnte im Anbau des Neuen Schlosses, während im Hauptgebäude Friedrich Eugen Prinz von Württemberg als preußischer Generalgouverneur residierte, und zwar bis zu seinem Regierungsantritt in Stuttgart im Mai 1795. Einer der ersten Augenzeugen der neuen Verhältnisse wurde der Freisinger Domherr und Salzburger Konsistorialrat Klement Alois Baader (1762–1838), der sich im November 1792 durch die Stadt Bayreuth führen ließ und im 1797 erschienenen zweiten Band seiner Reisebriefe darüber berichtet:

„Das neue bald nach 1754 vollendete Schloß ist ganz von großen platten [vielmehr: glatten] Qua-

dersteinen regelmäßig schön erbaut, hat eine lange 3 Geschoße hohe Fronte, und in der Mitte ein Portal, an dem sich die Hauptwache befindet. Am rechten Ende des Schloßes erstreckt sich ein großer Seitenflügel, nach dem hinten liegenden Schloßgarten hin, und am linken Ende geht ein mit dem Hauptschloße in einer Fronte laufender Flügel bis an das Reithaus und die Hofställe. In diesem Schloße residierte bis izt, nämlich von 1792 bis zur württembergischen Thronbesteigung der Generalfeldmarschall und Generalgouverneur Prinz von Württemberg nebst seiner Frau Gemahlinn, und hier ist auch die Wohnung des Ministers von Hardenberg. Die innere Einrichtung des ganzen Schloßes ist prächtig, modern und geschmackvoll. Vermittels künstlich angebrachter Röhren kann bey einem entstehenden Brande das Wasser sogleich in alle Zimmer geleitet werden. Der Hofgarten am neuen Schloße ist schön. Mitten durch denselben fließt ein großer Kanal, und man findet hier schattenreiche Alleen, grüne Ebenen, und dunkle Lauben; künstlich angelegte Haie von Erlen, Birken, Pappeln, Linden, Tannen und ausländischen Gesträuchen. Am rechten Ende des Hofgartens ist der Exercierplatz für die hiesige Garnison.“¹⁹⁾

Dieser Passus der Reisebeschreibung hat nur den Schönheitsfehler, daß er – nahezu wörtlich – abgeschrieben ist. Der Gottesmann hat sich bei einem preußischen Offizier bedient, der im Juni 1795 seine Schilderung Bayreuths zum Druck gegeben hatte.²⁰⁾ Diese klingt erstaunlicherweise viel salbungsvoller als jene des kirchlichen Würdenträgers; hier eine Kostprobe:

„Auch der Hofgarten, der große Nachbar des neuen Schlosses, ist mannigfaltig und schön. Auch er enthält schattenreiche Alleen, spiegelhelle Wasser ([Anm.k.]: Mitten durch den Garten fließt ein grosser Kanal), einsame Büsche und sanft grüne Ebenen. Rosen umduften den Wandelnden auf allen seinen geraden und sich schlängelnden Wegen [...]. Lässige Birken, schlanke Erlen, lächelnde Pappeln, hohe Tannen, biegsame Weiden, blühende Nußbäume, duftende Linden, und so viele Bäume des entferntesten Auslandes zeigen ihr mannigfaltig schönes Grün dem Auge zur stärkenden Lust, und breiten wohlthätig ihre Zweige über den Müden aus, damit er sich abkühle und labe in ihrem Schatten ([Anm.m.]: Dieses ist ein kleines Gehölze, in denen man Bäume vieler Arten findet.). Zu ihnen eilet der Krieger vom heissen Lernplatze ([Anm.n.]: Am rechten Ende des Hofgartens wird man einen großen freyen Platz finden; dieser ist der Exercier-Platz.), der Geschäftsmann aus ängstlichem Zimmer, und beyde finden hier Erquickung und Ruhe.“

Nicht nur Soldaten und Geschäftsleute haben sich im Hofgarten erholt. Auch Studenten und Dichter haben ihn aufgesucht. Wilhelm Heinrich Wacken-

¹⁷⁾ Füssel, S. 49–51.
¹⁸⁾ Sophie Becker, Vor hundert Jahren, Elise von der Reckes Reisen durch Deutschland 1784–86 nach dem Tagebuche ihrer Begleiterin Sophie Becker, hrsg. v. G. Karo u. M. Geyer, Stuttgart [1884], S. 159 f. – Toussaint, Reisen, S. 125–128. – Friedrich Carl Freiherr von Seckendorf war seit 1770 der Statthalter des Markgrafen Alexander von Brandenburg-Ansbach in Bayreuth.

¹⁹⁾ Einige Kunstnachrichten von Bayreuth, von einem Reisenden gesammelt und mitgetheilt, in: Museum für Künstler und für Kunstliebhaber, hrsg. v. Johann Georg Meusel, 3. Stück, Mannheim 1788, S. 54. – Toussaint, Reisen, S. 129–131.

²⁰⁾ Klement Alois Baader, Reisen durch verschiedene Gegenden Deutschlands in Briefen, Bd. 2. Augsburg 1797, S. 351. – Toussaint, Reisen, S. 133–135.

²¹⁾ [Jobst] Christoph [E]rnst von Reiche, Bayreuth, Bayreuth: Lübbek, 1795, S. 30 f. [über das Neue Schloß] und S. 41 [über den Hofgarten]. – Toussaint, Reisen, S. 157–161; zur Biographie des Verfassers: Walter Bartl, Jobst Christoph Ernst von Reiche, ein preußischer Offizier in Franken, in: Archiv für Geschichte von Oberfranken 75 (1995) S. 263–287.



Italienischer Bau

roder (1773–1798), der, als Erlanger Jurastudent, zusammen mit seinem Freund Ludwig Tieck (1773–1853) zu Pfingsten 1793 die Mittelgebirge um Bayreuth bereiste, notierte am 3. Juni 1793 in einem Brief an seine „theuerste(n) Aeltern“: „Der Hoffgarten, (so heißt hier jeder Schloßgarten,) in der Stadt, hat ein Bassin und artige Bogengänge und Hecken. Der Hofgärtner Rosengarten [...] lebt noch [...]“²⁰⁾ Unartiger hat sich Tieck, nach der Stadtführung durch einen Einheimischen, geäußert: „hinter dem Schloß ist ein großer und unangenehmer Garten. – Ich habe mich schon oft über den seltsamen Patriotismus der Leute gewundert, daß sie sich alle Mühe geben, einem den Ort, wo sie wohnen, recht reizend zu machen, geflissentlich suchen sie alles unangenehme zu verbergen, und zeigen einem Alles, von dem sie nur irgend glauben, daß es Vergnügen gewähren könne, selbst Studenten machen es so, die doch nun nicht einmal an dem Ort, den sie bewohnen einheimisch sind: jeder Tadel der Stadt, glauben diese Leute, fällt auf sie zurück, – und doch haben sie sie nicht gebaut. Allen Fremden, die ich je in Berlin herumgeführt habe, habe ich mir Mühe gegeben, Berlin recht abscheulich zu machen, – was geht mir der Ort an, wo ich geboren bin?“²¹⁾

Hat ihn etwa der Kohlgeruch der Nutzgartenecke abgeschreckt? Von ihr weiß am 22. August 1798 der Reisende Johann Gottfried Köppel (1748–1798) recht sachlich zu berichten: „Die Stadt ist [...] mit schönen Gärten umgeben, welche nebst dem Hofgarten vortreffliches Gemüs und Baumfrüchte liefern.“²²⁾

Aus der kurzen Zeit französischer Herrschaft zu Bayreuth (1806–1810) fehlen Besucherstimmen über Neues Schloß samt Garten, ebenso aus den ersten Jahren der Zugehörigkeit zum Königreich Bayern. In der Zeit des biedermeierlichen Vormärz zogen Eremitage und Fantasie das Interesse der Gäste auf sich²³⁾, vom Hofgarten scheinen die Bayreutherreisenden wenig Notiz genommen zu haben.²⁴⁾ Jedenfalls fanden sie entsprechende Besuche, so sie stattgefunden hatten, nicht erwähnenswert.

Ein Einheimischer, der städtische Leihhaus-Controlleur Friedrich Stillkrauth (1803–1870), wußte diesen idyllischen Ort eher zu schätzen und hat ihn in seinem Stadtführer von 1841 gebührend beschrieben: „der Schloßgarten hinter dem neuen Schlosse (mehr denn 20 Tagwerk groß) ist sehenswerth und hat angenehme Spaziergänge. Er wurde im Jahre 1726 angelegt. Der k. Hofgärtner, Herr Adler, ist gerne bereit, den Fremden den Besuch des Treib- und Orangeriehauses zu gestatten.“²⁵⁾ Seine Adresse: „Die Hofgärtner-Wohnung mit dem Glas- und Treibhaus.“²⁶⁾ Über das Neue Schloß ist zu erfahren, daß in ihm „Se. Königl. Hoheit Herzog Pius in Bayern (residierte). Seit dem Tode desselben (3. August 1837), ist es leider unbewohnt.“²⁷⁾ Eigens erwähnt wird der italienische Bau, in dem einst Hardenberg residierte: „Der Schieferbau, an das neue Schloß stoßend, worin das Bureau des k. protestantischen Consistoriums.“²⁸⁾ Ein Stadtrundgang, wie ihn Stillkrauth empfiehlt, beginnt bei diesen Überresten ehemaliger Herrlichkeit:

„Angenommen, der Fremde logirt in einem Gasthof des obern Theils der Stadt, (in der Sonne, Anker,

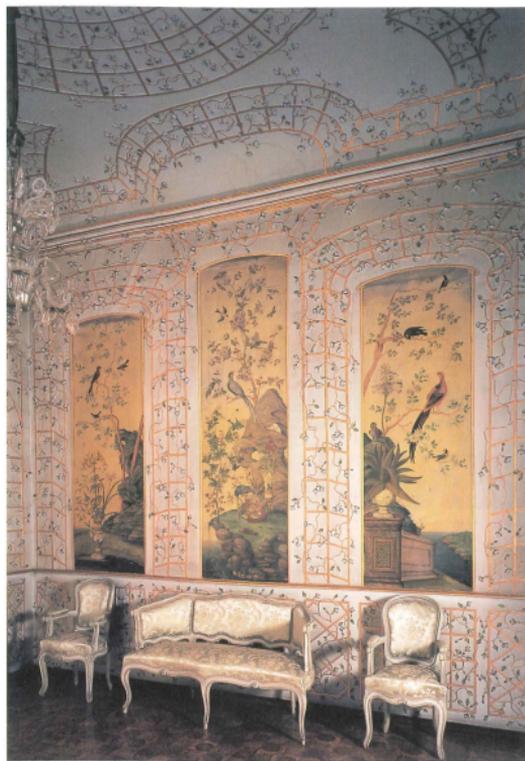
²⁰⁾ Wilhelm Heinrich Wackenroder, *Sämtliche Werke und Briefe*, hist.-krit. Ausg., hrsg. v. Silvio Vietta u. Richard Littlejohns, Bd. 2, Heidelberg 1991, S. 163. – Toussaint, *Reisen*, S. 147–149.

²¹⁾ Ludwig Tieck, Brief an August Ferdinand Bernhardt und Sophie Tieck, in: *Wackenroder, Sämtliche Werke und Briefe*, Bd. 2, S. 261 f. ²²⁾ Johann Gottfried Köppel, *Malerische Reise durch die beiden fränkischen Fürstenthümer Baiereuth und Anspach*, Zweiter Bd., 2. unveränd. Aufl., Erlangen 1816, S. 40.

²³⁾ Toussaint, *Lustgärten*. ²⁴⁾ Auch das Opernhaus bleibt in dieser Zeit auffällig unbeachtet.

²⁵⁾ Friedrich Stillkrauth, *Bayreuth und seine Umgebungen in kurzer Darstellung für dessen Bewohner und Fremde* [...], Bayreuth 1841, S. 53 f. – Toussaint, *Reisen*, S. 226 f. ²⁶⁾ Stillkrauth, S. 24. ²⁷⁾ Ebd.

²⁸⁾ Ebd. – Müssel, *Italienischer Bau* (wie Anm. 8), S. 26 ff.



Neues Schloß,
Spazierzimmer

Roß etc.) so würde er sich zunächst den Weg durch die Ludwigsstraße zeigen lassen, den schönen Platz vor dem neuen Schloß überblicken, und den Brunnen in der Mitte dieses Quadrats näher betrachten. [...] Der Fremde schreitet nun durch das Portal des Schlosses, kann zuvor auch dieses selbst und die Gemälde in demselben, unter welchen das Bildniß der weißen Frau, die sich der Volkssage nach vor Sterbefällen in der markgräflichen Familie als Gespenst sehen ließ, besehen, und kommt in den, bei den Promenaden oben erwähnten, Schloßgarten, besieht das Treib- und Orangeriehaus, den Garten mit seinen 3 schönen Alleen selbst, und tritt aus solchem beim linken Flügel des Schlosses [...]»³⁰⁾

Ein anderer Reiseführer des ausgehenden Biedermeiers, Ludwig Braunfels (1810–1885), sieht das alles kritischer: „Das neue Schloss, so gross es ist, macht keinen grossartigen Eindruck; es ist zu niedrig für seinen Umfang, zu gedrückt für den weiten Platz, dessen Hintergrund es einnimmt; überhaupt scheint es sehr nachlässig gebaut. Auf dem Platze

vor dem Gebäude steht der Brunnen, welcher, das Werk des Elias Rantz, einst den Hof des alten Schlosses zierte. Er trägt die vergoldete Bildsäule des Markgrafen Christian Ernst zu Pferde; ein Türke, (als Anspielung auf die markgräflichen Thaten bei der Belagerung von Wien, 1683.) liegt unter den Rosseshufen, und macht ein grülich Gesicht. Hingegen der goldene Markgraf sieht so feist und vergnüglich darin, als verstünde es sich von selbst, dies fürstliche Zertretungsplaisir. Auch der Zwerg des Fürsten ist mit in die Unsterblichkeit aufgenommen, und hält ein Spruchband mit den Worten: Pietas ad omnia utilis, ‚Frommheit ist zu Allem nützlich, was sich vielleicht auf den armen Türken beziehen mag. [...] Tritt man durch das hohe Schlossportal in den Hofgarten, so findet man noch schöne Alleen und Gewächshäuser, aber im Uebri-gen eine ziemliche Vernachlässigung der Anlage. Die Frösche haben es sich recht bequem gemacht in dem versumpften Teiche, und geben sich alle Mühe, recht viel Läm zu machen.«³¹⁾

Die Bayreuthbesucher der Gründerzeit – des Reiches und der Festspiele – nutzten den Hofgarten an den spielfreien Tagen zum Regenerieren, wie z. B. Romain Rolland (1866–1944): „Bayreuth, Donnerstag Abend, Freitag Morgen, 23. und 24. Juli 1891[.] Meine liebe Mama, heute nichts, gar nichts. Ich habe mich ein wenig ausgeruht und [...] bin in der Stadt und im Hofgarten ein wenig spazieren gegangen [...]«³²⁾ Ja, das ist in Bayreuth durchaus auch heute noch üblich, „a weng“ oder gar „a wengala“ im Hofgarten spazieren zu gehen! „Viel leicht ist dem damals fünfundzwanzigjährigen Rolland der damals neunjährige Karl Alexander von Müller (1882–1964) über den Weg gelaufen, der dann als Historiker im Ruhestand recht angenehme Kindheitserinnerungen mit dem Hofgarten verband. Ein Großvater des jungen Münchener war Regierungspräsident von Oberfranken. Dessen Enkelkind empfand „das stille, kaum ziehende Wasser der Kanäle im Hofgarten und ihren moosigeuchten, melancholischen Geruch als besondere Anziehung.«³³⁾

Auch im 20. Jahrhundert noch liegt der Hofgarten zwar nicht auf dem Weg zum Grünen Hügel, aber auf dem Weg zur Villa Wahnfried. Schon die Sängerin Anna Bahr-Mildenburg (1872–1947) hat ihn 1910 auf dem Gang dorthin, mit der schriftlichen Einladung Siegfried Wagners in der Manteltasche, durchschritten: „Durch den Hofgarten ging ich, unter seinen hohen alten Bäumen, auf den breiten, gepflegten Wegen. Vorbei an den grünübersponnenen Wässern mit den unersätlich bettelnden Schwänen.«³⁴⁾ In umgekehrter Richtung, „an Wagners Haus vorüber“, kam im Sommer 1915 der Dichter Otto Flake (1880–1963) „in den Park; er war feucht, Sandsteingötter verwitterten in Laubecken, Überreste eines wilden, provinziellen und ungezügelter Barock, und das alles war abge-

³⁰⁾ Stillkrauth, S. 62–64.

³¹⁾ Ludwig Braunfels, Die Mainauer und ihre nächsten Umgebungen, Würzburg 1847, S. 74 f. – Toussaint, Reisen, S. 235–237.

³²⁾ Romain Rolland, Briefe aus Bayreuth. In: Schweizerische Musikzeitung (Zürich) 91 (1951), Nr. 7/8, S. 283. – Toussaint, Reisen, S. 274–277.

³³⁾ Karl Alexander von Müller, Aus Gärten der Vergangenheit. Erinnerungen 1882–1914. Stuttgart 1951, S. 52. – Toussaint, Reisen, S. 281–285.

³⁴⁾ Anna Bahr-Mildenburg, Erinnerungen. Wien und Berlin 1921, S. 59. – Toussaint, Reisen, S. 311–315.

geschlossen von der Hinterfront eines kleinen Fürstenschlosses.⁴⁹⁾

Zwar nutzte auch Wilhelm Hausenstein (1882 bis 1957) Anfang der dreißiger Jahre den Hofgarten als Transitweg zu Wahnfried, doch hat er immerhin eine höhere Meinung von der fürstlichen Grünanlage: „Der Gang zum Grab Richard Wagners führt durch die alte Stadt bis hin zu ihrem andern Ende. Er führt nach Süden, zum neuen Schloß, durch das Portal, in den schönen barocken Hofgarten, der sich schmal in die Länge erstreckt. Zur Linken wird die Villa Wahnfried sichtbar [...]. Zwischen dem Hause und dem Hofgarten, von beiden her erreichbar, liegt eine schwere, schmucklose Platte über dem Grab – der Gast des Hofgartens erblickt sie durchs Gitter.“⁵⁰⁾ Was will er mehr?

Keine Regel ohne Ausnahme. Just in unserer Jahrhunderthälfte war es doch tatsächlich wieder einmal einem Schriftsteller möglich, den Hofgarten samt Schloß außerhalb eines Zusammenhangs mit dem Gott der Bayreuther Kulturgeschichte zu sehen. Wolfgang Koeppen (1906–1996) hat sich um 1975 in die Zeit der Markgräfin Wilhelmine zurückversetzt: „Das Schloß lag dunkel da, hatte die Traurigkeit der alten unbewohnten Häuser [...]. Am Morgen ging ich hin. Ich war der einzige Besucher. Der Fremdenführer schloß mir das Tor auf, leitete mich über den Läufer, der das kostbare Parkett schonen sollte. Der Fremdenführer sprach seinen Text, er kam für mich allein wie von einem Tonband in seiner Brust. Wer wohnt heute noch wie ein Souverän? Millionäre könnten es sich nicht leisten. Hundert Öfen aus Porzellan heizten, aus versteckten Dienergängen befeuert, die Räume. Ganze fränkische Wälder müssen hier in Rauch aufgestiegen sein. Die Markgräfin hatte Zimmer für jede Laune. Aus jedem Winkel machte sie ein Kunstwerk. Die Kunsthandwerker, die ihr halfen, gibt es nicht mehr. Wahrscheinlich waren sie schlecht entlohnt, sonst wäre ihr Können nicht zu bezahlen gewesen. Manche Einrichtung erinnert an die Eremitage. Was dort versucht wurde, wird hier wieder gebraucht, großzügiger, mit freierer Hand. Da sind die Spiegelschrankkabinette, aus der Zeit bekannt, aber nach dem Sinn der Schloßherrin aus zerbrochenen Spiegeln, aus Scherben zusammengesetzt. Raffinierte Wirkung des Glitzerns, aber auch der Eindruck des Zerstorten, der Ruine, ein immer wiederkehrendes Motiv in Wilhelmines Schaffen, ein Indiz für einen Psychoanalytiker.“

[...] Man speiste nach der Oper im Palmensaal von goldenen Tellern unter künstlichen Zedern, sah in den Park hinaus, die alte Hetzbahn, an Sommerabenden von Glühwürmchen übersät. Waren die Tage heiß, kühlte man Geist und Körper in der Grotte der Fabeltiere, aus Muscheln zusammengesetzt, vom frischen Quell überrieselt. Der Badetrakt war vernachlässigt. Die Markgräfin teilte ihm mit



der Statue des Mars Gradivus. Fridericus war in Schlesien eingefallen. Die Niederlage drohte. Eine Statue der Venus gab sich unbetellig. Das ovale Becken aus Bayreuther Marmor ist eng. Wilhelmine konnte nur drin knien. Der Raum wirkt kal und riecht nach alter Nässe.“⁵¹⁾

Was von allen jüngeren Reiseberichtern so ziemlich übersehen wurde, ist die Tatsache, daß der Hofgarten, von wenigen Relikten abgesehen, längst keine barocke Anlage mehr darstellt. Auch und gerade der anglierte⁵²⁾, die barocken Wasser problemlos integrierende Park ist schön und wohl nicht nur dem Verfasser dieses Beitrags ans Herz gewachsen. Wenn dieser allmorgendlich (verbotenerweise) hoch zu Stahlrohr unter den alten Bäumen des Hofgartens zur Universität und des Abends, auf gleichem Wege, vorbei am Kanal mit den wohl ewig lebenden majestätischen Schwänen reitet, fühlt er sich eines Hauchs markgräfinchen Glücks teilhaftig werden und vergißt für einen Augenblick, gleich dem Fürsten, die Amtsgeschäfte.

Neues Schloß, Spiegelscherbenkabinett, Detail der Stuckdecke

⁴⁹⁾ Otto Flake, *Das Logbuch*, Berlin 1917, S. 293. – Toussaint, *Reisen*, S. 321–324.

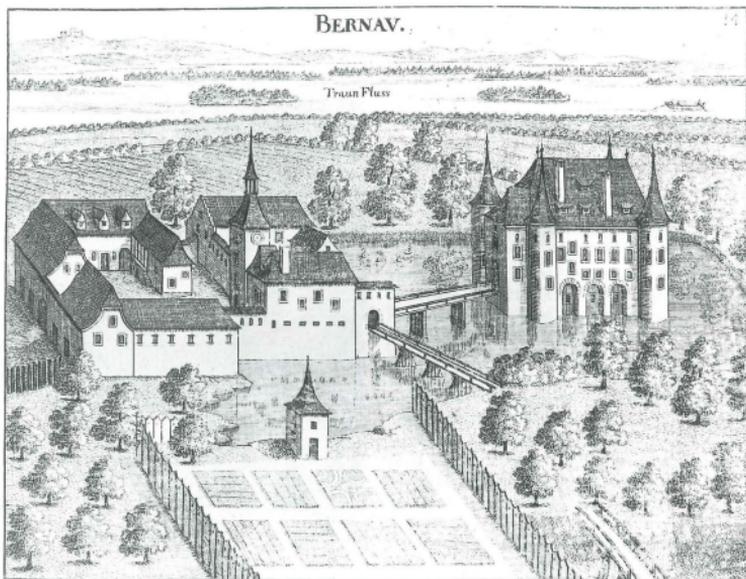
⁵⁰⁾ Wilhelm Hausenstein, *Wanderungen. Auf den Spuren der Zeiten*, Frankfurt a. M. 1935, S. 132.

⁵¹⁾ Wolfgang Koeppen, *Eine preußische Prinzessin in Bayreuth*, in: *Merian* 29 (1976), Nr. 2, S. 29 u. 115.

⁵²⁾ Zu den Veränderungen des Bayreuther Hofgartens ab 1789 vgl. Habermann (wie Anm. 4), S. 34–39, und Bachmann (wie Anm. 4), S. 26–29.

Die neuen Fresken von Anton Krajnc in der Kapelle von Schloß Bernau

Bettina Nežval



Schloß Bernau, Fischilham, in einem Stich von G. M. Vischer

Schloß Bernau bei Wels, Oberösterreich, hat eine neue Kapelle! Zu verdanken ist diese kulturelle Bereicherung dem Künstler Anton Krajnc sowie dem Auftraggeber und Eigentümer Herbert Handlbauer.

Baugeschichte

Die früheste Erwähnung von „Pernau“ – sie betraf den Vorgängerbau – erfolgte im Jahr 1189 mit Timo der pernowe.¹⁾ Die Pernauer behielten das Schloß bis 1406. Nach den Anhangern von Köppach und den Jörgern kauften die Oberhaimer den Sitz und ließen hier ein Wasserschloß errichten. Nach oftmaligem Besitzerwechseln (1730–1766 Leopold von Eiselsberg) ist es nun im Eigentum von Herbert Handlbauer. Das rechteckige dreigeschossige Wasserschloß auf hohem Sockelgeschoß wurde um die Mitte des 17. Jahrhunderts errichtet.²⁾ Zum Schloß gehören noch ein Vorgägebäude und ein Wirtschaftshof. Barockisiert wurde das Wasserschloß 1732: Die Fassade wurde durch Fensterbegrünungen und über drei Geschosse reichende Li-

senen durch den Welser Baumeister Wolf Grinzenberger neu gestaltet. Markant sind die Rundtürme mit den pagodenartigen Dächern an den vier Ecken des Gebäudes sowie die hohen und breiten Stützmauern im Sockelbereich. Das Schloß behielt jedoch seine charakteristische äußere Gestalt bei, die bereits auf Vischers Ansicht aus dem 17. Jahrhundert überliefert ist.

Seit 1984 bewohnen Anton und Dagmar Krajnc das aus dem 16. Jahrhundert stammende Wasserschloß in der Ortschaft Fischilham. Schon kurz nachdem Anton Krajnc eingezogen war, begann er das Schloß zu lieben, er befaßte sich mit der Literatur darüber und fand heraus, daß es einst eine Kapelle gab. Diese sollte sich im Rundturm rechts vom Eingang befunden haben – an der Fassade gibt es über dem Fenster einen Engelskopf, den einzigen im gesamten Schloß. Nun war dort lediglich eine Abstellkammer. Nach Diskussionen mit dem Bundesdenkmalamt durfte schließlich die Zwischendecke entfernt werden, es stellte sich heraus, daß

¹⁾ Norbert Grabherr, Burgen und Schlösser in Oberösterreich, Linz 1963

²⁾ Dehio Oberösterreich, S. 71

diese erst viel später eingezogen worden war. Der darüber liegende Raum ist mit einem Kreuzrippengewölbe ausgestattet, der einstige Kapellenraum war wieder in seinen ursprünglichen Ausmaßen freigelegt! Der Eingang im Obergeschoß war einst eine Empore, hier ist jetzt die Orgel aufgestellt.

So mühsam sich der Anfang gestaltete, so langsam gingen die Arbeiten voran. Einerseits ist die Freskotechnik arbeitsintensiv und zeitaufwendig, das Tagewerk entspricht zirka einem halben Quadratmeter. Bedingt durch die klimatischen Gegebenheiten, ist ein Arbeiten nur während der warmen Monate möglich. Andererseits ist Krajnc ein Perfektionist, er schenkt jedem Detail seiner Arbeit die größte Aufmerksamkeit; nicht nur, daß er die Kapelle freskierte, auch die Eingangstür, ein Schmiedeisengitter, Weihwasser- und Taufbecken, Boden, Orgel – sie alle sind Teile des neu entstandenen Gesamtkunstwerkes und daher speziell für die Kapelle entworfen und angefertigt. Schlußendlich wurde die Kapelle von 1993 bis 1997 mit der für echte Fresken typischen Leuchtkraft der Farben ausgestaltet.

Konzept

Nun zum kontextuellen Konzept des Bilderzyklus: Grundtenor ist eine friedvolle, positive und von Liebe erfüllte Atmosphäre, die Anton Krajnc dem Raum verleihen wollte. Vielleicht ließ die Überlegung, den Raum als Taufkapelle zu nützen, den Künstler den Schwerpunkt der Darstellungen auf den Anfang – die biblische Schöpfungsgeschichte – legen. Ausgehend vom Lebensbaum sind in dem Zyklus die Stadien des Menschseins, Entwicklungsstufen der Seele symbolisiert, endend mit der Erlösung der Menschen durch den Tod Christi.

Die Altarwand, gegenüber dem Eingang und erster Blickfang beim Betreten der Kapelle, zeigt neben dem baumgewordenen Kreuz die Darstellung des Paradieses, die Schöpfung der Lebewesen und den vor dem Lebensbaum sitzenden Adam, der die Tiere benennt.

Daneben die „Fensterwand“, die wichtigen Themen aus dem Alten Testament gewidmet ist. Die einzelnen Szenen, z. B. Vertreibung aus dem Paradies, Wurzel Jesse, Jakobs Traum, sind in kleinen Fenstern über die Wand verstreut komponiert.

Die gegenüberliegende Wand mit der Orgel, die „Gloriawand“, wurde als Steinwand gestaltet, aus deren Ritzen ein Baum wächst, ein Symbol für die Himmelsleiter und die Stationen der Entwicklungsstufen der Seele, von der Taufe bis zur Auferstehung.

Die vierte Wand, die „Auferstehungswand“, gegenüber der „Paradieswand“ schließt den symbolischen Kreis und schenkt der durch den Sündenfall sterblich gewordenen Menschheit das ewige Leben „und verbindet damit Adam mit Jesus, dem „neuen

Adam“: Durch Adam haben wir das Paradies verloren, durch Christus wird es uns wiedergegeben.“.)



Der Baum

Das Wasserschloß heute

Einige für das Konzept wesentliche Einzeldarstellungen seien im Folgenden näher betrachtet: An verschiedenen Stellen der Wände entdeckt man in der Kapelle einen Baum, den Krajnc in unterschiedlicher Symbolik darstellt: Seele und Baum –



Eingang

als Gleichnis des Wachstums und des Lebens. Als religiöses Symbol ist der Baum seit ca. 4000 Jahren bekannt, z. B. in der nordischen Mythologie die Weltesche Yggdrasil, ursprünglich die Verkörperung der Welt- oder Himmelsachse. Auch im Alten Testament kommt der Lebensbaum aus dem Innersten. Und in Wüstengegenden, in denen der Baum das Überleben des Menschen garantiert, symbolisiert der Baum die Urkraft des Lebens, verbunden mit Paradiesvorstellungen. In Krajnc' philosophischer Anschauung spielt der Baum noch heute eine zentrale Rolle im Leben der Menschen, seine

.) Anton Krajnc, Die Fresken in der Kapelle von Schloß Bernau, Fischlham; Tucson, Arizona, 1997



Links:
Paradieswand: Adam
benennt die Tiere

Rechts:
Altarwand und
Paradieswand

Darstellung als Manifestation heiliger Macht ist grenzüberschreitend und zeitlos.

An der „steinernen Gloriawand“ wächst ein Baum mit grünen Blättern als Symbol der Himmelsleiter. Er bildet den Unterbau für die von Hubertus Graf von Kerssenbrock nach einem Entwurf von Krajnc holzgeschnitzte Orgel. Dieser Baum zeigt die Lebensfreude, das Höherstreben und die Wachstumsfähigkeit auch an einem kargen Ort.

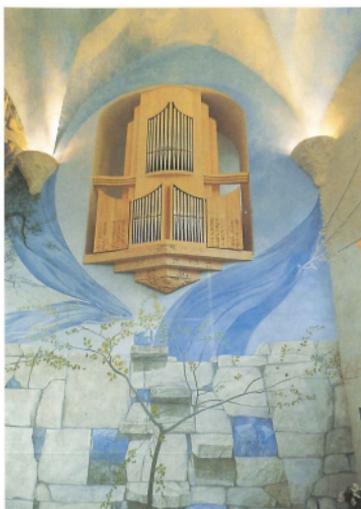


An der Auferstehungswand steht ein Baum, dessen Stamm von einer Weinrebe umrankt wird, sie ist Hinweis auf fortwährendes Leben. So wurde der Stamm zum Kreuz.

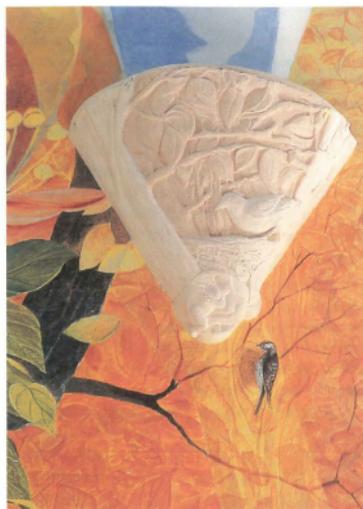
Die Altarwand ist durch den Lebensbaum akzentuiert. Es ist ein stilisierter blauer Baum, der sich um

Links:
Gloriawand mit Orgel
und Tonleuchten

Rechts:
Das Paradies,
Ausschnitt: Plastisch
gestalteter Kämpfer
und Specht, seine
Behausung zimmernd



S. 23 unten:
Das Paradies, Aus-
schnitt: Auge Gottes





das goldene (Blattgold) Kreuz rankt. Die Kreuzesarme enden links im Zeichen Alpha und rechts im Omega. Die Krone des baumgewordenen Kreuzes wurde zu einem goldenen Pelikan-Nest stilisiert. Der Vogel füttert seine Jungen, in dem er den Schnabel auf seine Brust preßt, um die gefangenen Fische aus dem Kehlsack zu holen. Seit dem Mittelalter ist der Pelikan Sinnbild für den Opfertod Christi, da der griechische Physiologus die Anschauung vermittelte, daß der Pelikan seine Jungen tötet, nach drei Tagen aber mit seinem eigenen Blut wieder zum Leben erweckt. Der Pelikan ist ebenso ein Freimaurersymbol (des schottischen Ritus) und für Alchimisten ein Symbol für den Stein der Weisen, der sich bei der Verwandlung von Blei in Gold auflöst.

Es steht geschrieben, daß in der Mitte des Paradiesgartens zwei Bäume wuchsen, der Baum des Lebens und der Baum der Erkenntnis von Gut und Böse, also der Baum der Versuchung (Genesis, Moses 2, 9). In Krajnc' Paradiesdarstellung ist diese Auffassung durch den zweigeteilten Stamm interpretiert. Es ist zwar ein Apfelbaum, doch wird die Möglichkeit einer anderen Baumgattung durch unterschiedliche Blattformen angedeutet.

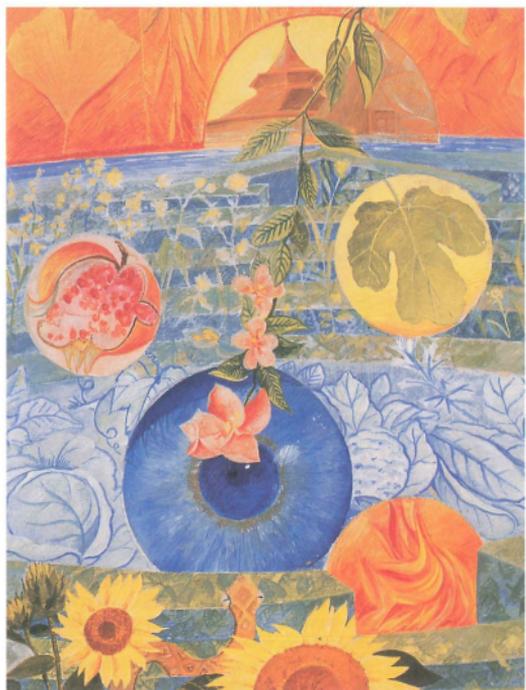
Das Paradies

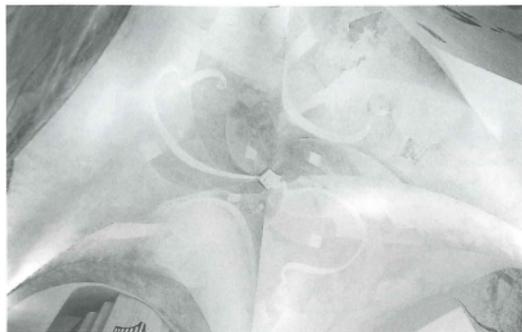
Krajnc stellt das Paradies als irdischen Garten dar, nach der Definition: Das Paradies ist kein Ort in Zeit und Raum, sondern der geistige Zustand des behüteten Glücks im Ur-Zuhause des göttlichen



Seins, als Verkörperung des vollkommenen Zustands von Liebe, Frieden, Unsterblichkeit, der Einheit mit Gott.⁴) In der Kapelle von Bernau ist es die Landschaft der Umgebung. Die dem Künstler vertrauten Büsche, Felder, Berge, Wege und Tiere, das Zuhause, die Heimat werden zum Paradiesgarten. Besondere Aufmerksamkeit wurde folgender Stelle der Schöpfungsgeschichte geschenkt: So bildete

Links: Auferstehungswand, Detail: Hommage à Piero della Francesca und Motiv „Stein im Stein“
Oben: Auferstehungswand, geschmiedete Tür, links davon: Altes Testament





Oben:
Gloriawand und
Altarwand

Unten: Blick zur
Decke

Gott, der Herr, aus der Erde allerlei Tiere des Feldes und alle Vögel des Himmels und brachte sie zum Menschen, um zu sehen, wie er sie benennen würde; und ganz wie der Mensch jedes Lebewesen benannte, so lautete sein Name. Adam, der für den ersten Mensch steht, ist nicht besonders männlich dargestellt und soll, anspielend auf die Dualität Adams, den ganzen Menschen, seinen weiblichen und männlichen Aspekt umfassen. Für den Künstler ist Adam die Einheit dieser beiden Seiten, die Ha-Tha in Sanskrit heißen, Yin-Yang in manchen asiatischen Kulturen. Mann und Frau, Geist und Materie, Himmel und Erde: Eins.¹⁾ Adam sitzt auf einem Stein unter dem Lebensbaum, umringt von den Tieren, die friedlich nebeneinander stehend auf ihre Namensgebung warten. In der Kapelle sind 52 (!) Tiere, alle heimisch, dargestellt. Pferd, Kuh, Schwein und Gans sowie Hirsch, Uhu, Fuchs und Hase sind in Lebensgröße wiedergegeben.

Der Stein

Der Stein ist für Krajnc Symbol von Beständigkeit, Kraft, Unerschütterlichkeit, Ruhe. Der Stein vor dem Grab Christi an der Auferstehungswand zeigt auch die Erdschwere der Menschen, ausge-

drückt in den beiden „versteinerten Wächtern“, die in dem Stein gefangen sind. Inmitten des gemalten Steins ist auch ein echter Stein anzutreffen. Der Künstler hatte versucht, alle Steine dieser einstigen Außenmauer zu entfernen, um einen guten Untergrund für das Fresko zu erhalten, denn der Stein saugt das Wasser des Kalkputzes nicht auf. Einer jedoch ließ sich nicht entfernen, bis Krajnc erkannte, daß dieser Stein genau an jener Stelle im Bild in der Steinwand sein mußte, und hier das Bild vollendet. Dieser Stein entpuppte sich eines Tages als Wunschstein, der sich immer warm anfühlt, auch wenn die Wand herum kalt ist.

Das Weihwasserbecken an der Wand, neben dem Eingang, ist ein Achat mit kleinen spitzen Kristallen im Inneren, den der Künstler aus Brasilien mitbrachte. Außen sind in Stein stilisierte Blütenblätter graviert, so daß das kleine Becken als geöffneter Blütenkelch erscheint. Umfängen ist es von der Darstellung der vier Evangelistensymbole – Matthäus, Markus, Johannes, Lukas – und den vier Flüssen, die ihr Wasser in das Becken fließen lassen.

Stil

Das künstlerische und stilistische Konzept: Hervorstechend sind die besonders naturalistisch dargestellten Tier-, Pflanzen- und Naturabbildungen. Die optische Täuschung der Illusion ist zum Teil derart meisterhaft gelungen, daß es nicht einfach ist, die wirklich in der Wand befindlichen Steine von den gemalten zu unterscheiden. Das wird erreicht durch die besondere Detailgenauigkeit in der Wiedergabe der einzelnen Motive. Der Künstler hat lebende Tiere als Vorlage für seine Zeichnungen genommen. So wurde auch das junge Schweinchen, das Adam hält, direkt vom „Modell“ gemalt. Bestehend ist auch das Narrative in Krajnc' Werken, die subtile Schilderung der verschiedenen Einzelteile, von denen viele erst auf den zweiten Blick wahrgenommen werden. Die Fresken werden so zu einer Fülle von Farben und Geschichten. Diesen naturalistisch wiedergegebenen Motiven fügt der Künstler symbolische Bedeutungen zu, wie sie in der christlichen Kunst seit Jahrhunderten anzutreffen sind.

Da die Kapelle sehr klein ist, war vorgesehen, sie hauptsächlich für Feiern im Familienkreis, eventuell als Taufkapelle zu verwenden. Als die älteste Tochter des Schlossherrn, Doris Handlbauer, 1991 im 22. Lebensjahr verunglückte, beschlossen die Eltern, die Kapelle ihrem Andenken zu widmen.

So fasziniert wie einst der Künstler von der Idee der Wiederentdeckung und Wiederherstellung der Kapelle war, so fasziniert steht heute der Besucher vor dem vollendeten Werk.

¹⁾ wie Ann. 3

²⁾ wie Ann. 3

Gibraltar am Eisack

Geheimnisvolle Franzensfeste – von Erzherzog Johann bis zum Goldschatz

Ludwig Walther Regele

Die Schlacht von Waterloo 1813 beendete die lange Epoche der Napoleonischen Siege.

Für Österreich und die anderen Staaten des Deutschen Bundes galt es, aus den Erfahrungen dieser durch die Französische Revolution ursprünglich ausgelöst und dann vor allem von Napoleon begonnenen Kriege auch strategische Konsequenzen zu ziehen.

Insgesamt 23 Jahre militärische Auseinandersetzungen hatten Europa erschüttert, Tirol war schon im ersten Koalitionskrieg 1796/97 kein unwichtiger Nebenkriegsschauplatz. Die Franzosen waren bis Brixen und gegen Sterzing vorgestoßen, das Pustertal stand offen. Bereits dieses Ereignis brachte Erzherzog Johann von Österreich zur Überlegung, diesen Raum mit Befestigungswerken abzudecken. Im Alter von nur 19 Jahren war er am 9. Februar 1801, dem Tage des Friedensschlusses von Lunéville, zum „Generaldirektor des Genie- und Fortifikationswesens“ bestellt worden.

Auch wenn Erzherzog Johann aus heutiger Sicht an seinen erstaunlichen Leistungen als Anreger und Förderer von Wissenschaft, Bildung und Kunst, von Landwirtschaft, Volkskultur und Alpinismus, aber auch als Politiker – immerhin war der äußerst volkstümliche Prinz 1848 Reichsverweser in Frankfurt – gemessen wird, so darf nicht übersehen werden, daß er als Prinz eine militärische Ausbildung genossen hatte.

Seine glückliche Kindheit in Florenz, wo er 1782 im Palazzo Pitti als 13. Kind des Großherzogs Peter Leopold zur Welt gekommen war, endete drei Monate nach dem Tode seines kaiserlichen Onkels Joseph II. im Mai 1790.

1791, in Wien und im Alter von neun Jahren, erhielt er nach den zumeist italienischen Lehrern in Ingenieur-Hauptmann Armand Graf Mottet einen Schweizer Erzieher (1760–1821). Zu ihm gewann Erzherzog Johann ein besonders herzliches Verhältnis, auch im späteren Leben war er stets in freundschaftlicher Verbindung mit ihm.

Durch Feldmarschall-Leutnant Lindenau wurden ihm Aufgaben und Wert von Befestigungen zum Schutze der Monarchie klargemacht.

Schließlich erkannte sein Bruder Karl Johanns besondere Vorliebe und Begabung für geographische und technische Fragen und setzte seine Ernennung zum Generaldirektor des Genie- und Fortifikationswesens durch.



Bildnis Erzherzog Johann als Generaldirektor, Teodoro Matteini, 1804

Plan einer „Alpenfestung“

Dienstreisen zu den wichtigen Pässen und Grenzbefestigungen Tirols 1800 und 1801 führten Erzherzog Johann die Schutzfunktion des von der Natur als Festung modellierten Landes für die gesamte Monarchie vor Augen.

Angeregt durch Pläne des Generalmajors Chasteler und Entwürfe von Ingenieur-Offizieren, arbeitete er selbständig Vorschläge zur Verteidigung Tirols aus. So wollte er in Südtirol oberhalb von Brixen, auf der Elvaser Höhe, der Wasserscheide von Rienz und Eisack, eine „wehrhafte“ Festung anlegen lassen. Eine weitere Festung forderte er am oberen Inn, nahe „Finstermünz“ bei Nauders. Die Fortifikationen hätten obendrein die von Norden nach Süden verlaufenden Radialstraßen durch Tirol (über Brenner und Reschenpaß) blockiert. Die wichtigsten Pässe, vom Stülfer Joch bis zum Kreuzbergpaß, wären von diesen Punkten leicht zu erreichen. Trotz des Scheiterns dieser Projekte aus Finanzschwierigkeiten ließ er sich nicht abhalten, Rekognoszierungsfahrten durch die Südalpen von Krain bis an die Schweizer Grenze und die Lombardei 1804 zu unternehmen. Seine Reliefkenntnisse bestärkten ihn immer nachhaltiger, den gesamten Gebirgsbereich Steiermarks und Kärntens, Kroatiens und Tirols zu einer einzigen „Alpenfestung“ auszubauen. Der Entwurf beruhte auf der

Vortrag gehalten bei der Festungstagung des Südtiroler Burgeninstituts am 3. Oktober 1997 im Kloster Neustift.

Annahme, daß die „Gebirgsfestung“ nötigenfalls durch ein dorthin entsandtes Truppenkorps sowie durch die wehrhafte Bevölkerung verteidigt werden könnte. Aus finanziellen Gründen beschränkte er sich dann auf vier große Festungsprojekte: auf Brixen, als Sperrung der Chausseen von Italien und als Waffen- bzw. Depotlager für Tirol; auf Enns (an der „Nibelungenstraße“) mit der gleichen Bestimmung für das Land ober Enns und als Deckung der Kaiserstadt Wien; auf Bruck/ Mur, am Zusammenfluß von Mur und Mürz für Innerösterreich, und auf Komorn in der kleinen ungarischen Tiefebene als Kardinalpunkt, „Drehscheibe“ und „letzte Zuflucht der Monarchie“.

Diese Festungsvorhaben bezeichnete er als „Despositorien“. Laibach und Krain sollten als „haltbare Orte“ hinzukommen. Tirols Defensivsystem gliederte er 1804 in zwei Verteidigungsabschnitte: gegen Bayern und gegen Italien.

Tirol als „einzige Feste“ zu sehen hieß auch für die Verteidiger, kräftige Ausfälle in die Poebene und das nördliche Alpenvorland starten zu können, um die Pläne des Angreifers zu durchkreuzen.

Mehrmals urgierte der Generaldirektor zwischen 1807 und 1808, wenigstens den Ausbau bestehender „fester Plätze“ vornehmen zu wollen. Das Fehlen „verschanzter Lager“ bzw. entsprechender Manövrierungspunkte hatte spätestens 1809 nachteilige Auswirkungen.

Der Friede von Schönbrunn am 14. Oktober 1809 legte dem Staat erhebliche Opfer auf und erzwang neue Denkmodelle. Österreich mußte ein Gebiet mit mehr als 2 Mio. Einwohnern abtreten. Durch die neue Grenzziehung war die Monarchie nach allen Seiten ungeschützt.

Um die Verteidigungsfähigkeit der Monarchie zu gewährleisten, arbeitete Erzherzog Johann ab 1814 an der „Reichsbefestigung“.

Bis 1828 legte er dabei Pläne für „verschanzte Lager“ vor:

für Prag, Budweis und Pilsen in Böhmen;

für Eperjes in Ungarn;

für Przemysl in Galizien und

für Brixen in Südtirol.

Seiner Ansicht nach gewährten feste, verschanzte „von allem Überflüssigen befreite Lager“ die größtmögliche Stärke – „was auch dem Geist der neueren Kriegsführung als strategische Sammelpunkte großer Heeresabteilungen eher entspräche und zudem weder einen empfindlichen Zeit- noch Kostenaufwand erheische“.

Die Kriegereignisse von 1796, 1800, 1805 und 1809 hätten schließlich deutlich die Unfähigkeit aufgezeigt, die westliche Grenze der Monarchie wirksam schützen zu können.

Tirols militärischer Wert lag für Österreich nicht nur in der Trennung der Kriegsschauplätze Deutschlands von Italien, sondern auch in der kürzesten Verbindung zwischen beiden Ländern. Das Jahr 1809 bewies, was Tirol militärisch leisten konnte: Die Verschanzungen an den Pässen waren zerstört, der Gegner lag im Lande; es fehlte an Vorräten, und nicht einmal 40.000 Mann regulärer Truppen standen zur Verfügung. Welchen Widerstand hätte es dem Gegner aber erst entgegengesetzt können, hätte es das von Erzherzog Johann projektierte „feste Lager“ bei Brixen auf der Elvaser Höhe gegeben!

Als Kaiser Franz I. schließlich seine Entscheidung traf, in der Brixner Gegend einen „Depotplatz“ anzulegen, schlug der Prinz die Sperrung der zwei Transversalen über den Alpenhauptkamm (der Straße über den Brenner und die von „Finstermünz“ nahe dem Reschenpaß) sowie die Anlage des Waffendepots bei Brixen vor.

Der Monarch nahm 1832 in Brixen persönlich die Pläne in Augenschein und informierte sich über den Stand der Geländekartierungen.

Die von Erzherzog Johann vorgeschlagenen Verteidigungsanlagen gruppierten sich um Brixen als Kardinalpunkt. Hier vereinigten sich drei Transversalen: aus Deutschland über den Brenner, aus Italien vom Gardasee und Etschtal über Trient sowie die aus Kärnten über Drauburg.

Zum Glück ist die Bischofsstadt Brixen mit ihrer reizvollen Umgebung dann doch nicht mit dem Festungsbau eingerahmt worden. Denn Krankheit und Tod von Kaiser Franz I. verzögerten die Ausführung der gesamten Vorschläge, andererseits wurde für das Dorf Aicha im Eisacktal 8 km nw. von Brixen vom Hofkriegsrat ein neues Projekt vorgelegt: die Fortifikation an der „Hohen Brücke“ (bei Aicha), die dann den Namen „Franzensfeste“ erhielt. Im Sommer 1833 begannen schon die Arbeiten.

Am 17. Juni 1833 war der Präsidialerlaß zum Bau jener Festung unterzeichnet worden, die nach Ansicht des maßgeblichen Vertreters der neudeutschen Befestigungsschule in Österreich, Franz von Scholl, eine demonstrative Antwort auf das „Gibraltar am Rhein“ (Ehrenbreitstein ober Koblenz) darstellen sollte. Leiter der eigens eingesetzten Festungsbauverwaltung wurde Oberstleutnant Baron Karl von Martony (geboren 1784 in Ödenburg und gestorben 1848 als Festungskommandant von Peterwardein).

Erzherzog Johann betrat 1833 wegen der Brixner Festungsbauten zum ersten Male nach langjähriger erzwungenen Fernbleiben wieder Tiroler Boden. Auch im Sommer des nächsten Jahres führte eine sechswöchige Dienstreise den Erzherzog über Kärnten nach Oberitalien zu einem Besuch bei Ra-



Die Franzensfeste,
gezeichnet von
S. Würthle, Stahlstich

detzky und einer Besichtigung der Festungsanlagen in der Lombardei. Über den Splügenpaß reiste er dann als „Signor Brandhof“ in die Schweiz ein, bestieg den Rigi und gelangte über Graubünden nach Südtirol. Dort waren die Bauarbeiten an der Franzensfeste inzwischen in vollem Gang. Sie sollten von 1833 bis 1838 dauern.

Die „neupreußische-neuösterreichische“ Befestigungsweise

Die jüngsten Kriege hatten das Versagen des Vaubanschen Festungssystems gegenüber den modernen Nationalheeren geoffenbart. Sébastien Lepestre de Vauban war der große französische Festungsbauer des 17. Jahrhunderts gewesen; doch weder der geschlossene Festungsgürtel, den er um Frankreich gelegt hatte, noch die einzelnen Festungen hatten die Heere aufgehalten. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts hatten der Marquis de Montalembert und der zeitweilige französische Kriegsminister und Organisator der „Levée en masse“, Carnot, in ihren Schriften von Vauban abweichende Vorschläge für eine offensive Verteidigung gemacht.

Besonders der Vorschlag Montalemberts, Vorwerke und verschanzte Lager im Schutz von Festungen zu errichten, wirkte auf den preußischen General von Aster, der als Begründer der „neupreußischen“ oder „neudeutschen“ Schule gilt, die sich nicht nur auf den in Frankreich abgelehnten Montalembert, sondern auch auf Albrecht Dürers Festungslehre, die auch schon Vorwerke vorgesehen hatte, und auf die Schriften des vor Wien gegen die Türken

gefallenen kaiserlichen Oberingenieurs Georg Rimpler stützte.

In jedem Einzelfall sollte nach dieser Lehre auf die Beschaffenheit des Geländes Rücksicht genommen werden.

Besonders galt es, die offensive Verteidigungsart zu unterstützen, nach der Besatzungstruppen den Schutz der Wälle verlassen dürfen, um sich dem Feinde draußen zu stellen. Die Festungen sollten zudem bombensichere Hohlbauten für die Geschütze und komfortable Unterkünfte für die Mannschaften vorsehen. Die Soldaten sollten sich in den Kasematten wohl fühlen. Dies wurde in Koblenz-Ehrenbreitstein (1816–1834) und auch beim Ausbau von Köln durchgeführt. Im bayerischen Ingolstadt übertrug König Ludwig I. den künstlerischen Teil der neuen Befestigungsanlage seinem bedeutenden Architekten von Klenze, der sich auf das Koblenzer Vorbild berief, wo man das Innere heiter gestaltet habe, damit die Moral der Soldaten nicht durch „gar so abschreckendes Aussehen ihrer Wohnungen“ leide. Die neupreußische Befestigungsweise übernahm man mit einer sparsamen Variante auch in Österreich, wo man vor allem die preistreibenden Kasemattierungen zu vermeiden suchte. Der Ausbau des „befestigten Lagers“ Linz und der Festung Verona richtete sich nach dieser österreichischen Variante. Generalmajor Scholl, der als Begründer der „neuösterreichischen“ Schule gilt, entwarf allerdings die Franzensfeste ganz nach dem neupreußischen Muster. Da hier an Sparmaßnahmen vorerst überhaupt nicht

gedacht wurde, ist die Franzenste als einziges reines Beispiel der neupreußischen Befestigungskunst auf österreichischem Boden anzusehen.

Bauarbeiten und Kostenexplosion

Die Bauarbeiten begannen mit Waldrodungen, die eigentlichen Schwierigkeiten waren die Größe des geplanten Baues, die Anpassung an schwieriges, wasserarmes Gelände auf einer Meereshöhe von 700 bis 800 m.

Der Festungsbau erforderte Fachkräfte, die oft von weit her angeworben wurden, Maurer, Steinmetzen im wesentlichen aus dem italienischen Raum, dazu noch Schmiede, Ziegelbrenner und -schläger, Zimmerleute und Steinspalter.

Durchreisende glaubten sich in „Wallensteins Lager“ versetzt, so bunt war das Völkergemisch der am Bau beschäftigten Soldaten, deren Zahl zwischen 3200 und 4600 Mann schwankte. Das Tiroler Kaiserjägerregiment stellte in der guten Jahreszeit bis zu 1700 Mann, dazu kamen noch Sappeur-, Mineur-, und Pionierkompanien. Das salzburgisch-oberösterreichische Infanterieregiment Nr. 59 Großherzog von Baden (später „Rainer“) hatte 1800 Mann kommandiert, dazu kamen noch Abteilungen des slawischen National-Grenz-Infanterieregiments (Peterwardein und Neugradisca), 240 ungarische Infanteristen aus Ödenburg, je 600 bis 650 Mann Infanterie aus den Garnisonen Como und Sondrio, Padua, Stry und Wadowice in Galizien, Klagenfurt, Laibach und Brünn, vor allem also Italiener, Südslawen, Galizier, Magyaren und neben den Tirolern sonstige Deutschösterreicher.

Die Barackenlager zogen sich bis Sterzing hinauf, ein starker Knoblauch- und Zwiebelgeruch lag über der Gegend. Auch gab es Tote und Verwundete bei den Sprengungen und Ruhrepidemien.

Ein großes Problem war die Materialbeschaffung. Massentransportmittel und gute Verkehrswege fehlten ja damals noch.

Zuerst ging es darum, Lehm zur Ziegelherstellung sowohl für die bei allen Wölbungen benötigten Mauersteine als auch für die Dachsteine in geringer Entfernung zu finden. Die Tongruben mußten auch in wegbarem Gelände liegen.

Genaue Wegberechnungen ergaben, daß das Vorkommen bei einem benachbarten Bauern, bläulicher Lehm von bester Qualität, auch wegen naher Brennholzvorräte den günstigsten Ziegelschlag abgeben würde. Die Zahl der im Handschlagverfahren herzustellenden und danach im Feldbrand zu brennenden Mauerziegel wurde auf 19,5 Millionen Stück berechnet. Innerhalb der Baustelle fand sich weiterer Lehm für 2,5 Millionen Ziegel. Holz fiel beim Kahlschlag der benötigten Bauflächen an.

Allerdings war die Anlage einer Wasserleitung erforderlich. Von der Errichtung ärarischer Ziegeleibetriebe sah man der Investitionskosten wegen ab und schloß lieber mit den Einheimischen Verträge ab. Tatsächlich war die Großbaustelle eine enorme Wirtschaftsbelebung für die gesamte Gegend. Dies war, vor allem von Erzherzog Johann, durchaus beabsichtigt.

Auch der Kalk wurde aus der nächsten Umgebung bezogen. Schwierig war es mit den Natursteinquadern. Das anstehende Material war größtenteils unbrauchbarer Tonschiefer. Bei Spings fand sich dann erstklassiger Granit, das in der Verarbeitung teuerste, aber auch mit Abstand beste Material, welches je zu einem großen Werk der neudeutschen Schule einheitlich verbaut wurde. Gerade im Schartenbereich verwandte man gewaltige Blöcke, was zur Erbauungszeit Unzerstörbarkeit garantierte. Doch kam der meiste Teil des Granits aus Pfälzen im mittleren Pustertal; das bedeutete zwar einen langen Transportweg, doch gingen die vollen Fuhrn talabwärts.

Alles wurde händisch geladen und oft auch abgeladen. 587 Fuhrn zweispännig waren als täglicher Bedarf veranschlagt. Diese Fuhrleistung verringerte sich etwas durch Schwemmholztransport und Bausandgewinnung an Ort und Stelle. Die Gegend war auch sichtlich nicht in der Lage, das zusätzliche Futter für so viele Gespanne zu liefern.

Von der Verwendung des ärarischen Fuhrwesens, einer Spezialgattung, welche damals auch noch die Bewegung der Artillerie besorgte, glaubten die Genieoffiziere abraten zu müssen. Die Eigensinnigkeit der Fuhrleute war allgemein gefürchtet. Man beschloß also, Unternehmer angemessen zu bezahlen – der äußerste Ausweg, den der Ärar kannte – und so das Problem gewissermaßen zu privatisieren.

Geht man von einer mittleren Ladung von 600 Kilogramm pro Wagen und Gespann aus, so lag die täglich zu bewältigende Leistung bei ca. 350 Tonnen, das sind grob gerechnet 175 Kubikmeter Material.

Aus finanziellen Gründen wurde die Bauzeit auf fünf Jahre ausgedehnt.

Im ersten richtigen Baujahr wurden ca. 400.000 Gulden ausgegeben, die Summe wuchs 1834 auf etwa 650.000 an, und am Ende waren es schätzungsweise rund 2,6 Millionen Gulden, selbst für eine so riesige und unter schweren Bedingungen errichtete Festung eine gewaltige Summe. Die großemäßig vergleichbare, aber mit fünf Werken versehene „Wilhelmsfeste“ in Ulm kostete 1,6 Millionen Gulden. Hauptgrund für die überdurchschnittlich hohen, eigentlich unvermeidbaren Baukosten war die Verwendung von Granit, des teuersten Natursteinmaterials, das es im Festungsbau überhaupt gibt; die Aufwendungen für die Materi-



Franzensfeste,
Blick auf das Talwerk

algewinnung, den Transport des Natursteins aus größerer Entfernung und die Erschließungen wirkten sich ebenfalls einschneidend auf die Bausumme aus.

Kaiserliche Einweihung

Kaiser Franz soll gesagt haben, der Bau sei so teuer, daß er geglaubt habe, eine Festung aus Silber anzutreffen. Er war allerdings das letzte Mal 1832 in Tirol, als der Bau noch gar nicht begonnen war. Und er starb im März 1835, als die Festung über Vorarbeiten nicht hinausgediehen war. Ob Kaiser Ferdinand I. bei der Einweihung im Jahr 1838 dieses Bonmot von sich gegeben hat, ist äußerst fraglich. Er war bekanntlich geistig so harmlos, daß es ihm jemand eingesagt haben müßte.

Die Einweihung wurde von Erzherzog Johann vorbereitet. Ferdinand I. war bei der Erbhuldigung der Tiroler in Innsbruck gewesen. Er übernachtete mit seiner Gemahlin Maria Anna von Sardinien-Piemont vom 17. auf den 18. August 1838 in Sterzing. In der Frühe reiste er zur Franzensfeste weiter, wo ihn erwarteten:

Erzherzog Johann als Generalgeniedirektor, Graf Friedrich Wilczek, 2. Hofkammerpräsident, früher Gouverneur von Tirol, eine Abordnung der Tiroler Landstände, zusammen rund 4000 Mann reguläre Truppen, ferner 700 Landesschützen, besonders Pustertaler, Veteranen von 1809, sogar einige Mitkämpfer von 1797, die vielleicht das Gefecht beim nahen Spinges mitgemacht hatten.

Um 10 Uhr vormittags verkündeten die Festungskanoniker der harrenden Menge das Herannahen

des Kaiserpaares. Als sich die Majestäten dem Altare näherten, trat der Fürstbischof von Brixen, das Weihwasser reichend, entgegen, rief den Namen „Franzensfeste“ aus und erteilte der Feste den Segen. Die Majestäten näherten sich dem Festungstore, an welches zuerst der Bischof mit einem silbernen Hammer drei Schläge machte. Die Tore öffneten sich, und Erzherzog Johann überreichte dem Kaiser den Schlüssel der Feste. Die Kanonen donnerten, die Regimentsmusik intonierte die Volkshymne, lebhaftes Vivats mischten sich in den Chor. Zurückgekehrt ließ der Kaiser sämtliche Truppen, bei 4000 Mann, und die Landesschützen, bei 700 Mann, mit ihren Feldmusiken defilieren.

Nach der Einweihung wurde noch bis zum Herbst 1839 weitergebaut. Die Friedensbesatzung wohnte erst nach 1846 in der Festung. Dafür wurde eine Kirche gebaut, ein sehr frühes Beispiel der Neugotik. Verantwortlich für den Bau war der Ingenieur-Hauptmann Gedeon von Rado, der sich damit als Kenner zeitgenössischer Architektur erwies. Nicht zuletzt seit Schinkels Entwürfen für die Kriegerdenkmäler der Gefallenen der Befreiungskriege war der deutsche Stil des Mittelalters bei vielen Genie-Offizieren gebräuchlich.

Vor der Kirche wurden Standbilder von Radetzky und von dessen Generalstabschef von Hess aufgestellt.

Der Gönner geht

Bei der im Juni 1848 im Frankfurter Parlament abgehaltenen Wahl des Deutschen Reichsverwesers



Oben:
Franzensfeste,
Werk E

Unten:
Franzensfeste
Höhenwerk

entfielen von 521 abgegebenen Stimmen 436 auf Erzherzog Johann. Nach dem feierlichen Einzug in Frankfurt antwortete er den Grußworten des Präsidenten der Deutschen Nationalversammlung, Heinrich von Gagern: „Wenn das Vaterland ruft, so ist es Pflicht, seine letzte Kraft, seine letzten Jahre demselben zu weihen. Dies hat mich bewogen, ihren Ruf anzunehmen, um mit ihnen das heilige, große Werk zu vollenden.“ Folgerichtig schied der Erzherzog 1849 aus dem Amte des Generalgenieedirektors aus, nach beinahe einem halben Jahrhundert, womit auch die Franzensfeste ihren großen Gönner verloren hatte. Von nun an schlummerte sie dahin.

Doch schon 1848/49 hatte die Festung keine Rolle gespielt, und im Krieg 1859 wiederholte sich das. 1862 wurden in Verona am veralteten Werk Alt-Wratslaw in Anwesenheit des Kaisers Schießversuche mit den neuen Hinterladungsgranatkanonen durchgeführt, anschließend erfolgte dann auch ein Probebeschuss an den Granitmauern der Franzensfeste, aus 500 Fuß Entfernung. Die 13 abgeschossenen 24pfündigen Granaten zerschellten an den Mauern, womit der Beweis für die Qualität der Festung endlich erbracht war. Noch einmal 1896

wurde die Standfestigkeit der Granitmauern bei Beschuss durch modernste Geschütze gutachtlich durch den Geologen und Schriftsteller Adolf Pichler erhärtet.

100 Jahre – ein Gefecht

1866 – beim „Deutschen Krieg“ – wurde die Franzensfeste zwar instand gesetzt, aber nur mit wenigen Geschützen ausgestattet. Dafür wurde ein Feldbackofen mit Bäckereibaracke in die Festung gebracht. Wenn es schon kaum Kanonen gab, so war doch wenigstens Brot ausreichend vorhanden. Später wurden noch weitere Backöfen gebaut. Die Franzensfeste spielte ihre Rolle als Depot für den Nachschub der Südarmerie.

Der für Österreich unglückliche Ausgang des Krieges brachte mit dem Frieden von Wien, vom 3. Oktober 1866, die Abtrennung Venetiens an Italien mit sich. Die Grenze zwischen dem Königreich Italien und der k. k. Monarchie verlief nun bei Ala – damit war für die Franzensfeste eine neue Lage entstanden. Das k. k. Festungsviereck Verona, Mantua, Peschiera und Legnago in Lombardo-Venetien war nun auf italienischem Boden. Das gleiche galt für die rückwärtigen Manövrierrück- und Sperrpositionen der Etschtal- und Pastrengobefestigung.

Während durch den Bau der Brennerbahn, die im August 1867 – zu spät für den Krieg – eröffnet wurde, und die Eröffnung der Pustertalstrecke im November 1871 durch die Südbahngesellschaft der Ort Franzensfeste zu einem wichtigen Bahnknotenpunkt wurde und den alten Weiler Unterau verdrängte, schwand die Bedeutung der Festung weiter.

Am Vorabend des Ersten Weltkriegs hatte Conrad von Hötzendorf, der an der Südfront ein wirksames präventives Netz von kleinen Festungen gegen einen italienischen Angriff bauen ließ, die Franzensfeste für nicht einsetzbar erklärt. In der Tat lag sie bis 1917 viel zu weit von der von Sexten durch die südlichen Dolomiten bis zum Nordufer des Gardasees verlaufenden Front entfernt, um irgendeine aktive Rolle auszufüllen.

Im November 1918 besetzten bayerische Truppen die Franzensfeste, um italienische Truppen vor einem Einmarsch in Nordtirol und Bayern abzufangen. Bevor es aber zum Ausbruch von Kämpfen kam, wurden die bayerischen Truppen zurückgezogen. Die mächtige Festung fiel wie ganz Südtirol kampflös an die italienische Armee.

Nach dem Friedensvertrag von St. Germain befand sich die einst auf deutschem Bundesgebiet erbaute Feste unvermittelt südlich der neuen italienischen Staatsgrenze mit der Republik Österreich. Die Standbilder von Radetzky und Hess wurden der Logik entsprechend entfernt, doch auf die leeren Sockel kamen keine neuen Helden, schlummerte

doch die Festung domnröschennähnlich dahin und gleich bald einer verwunschenen gigantischen Wasserburg. Auf dem Höhepunkt der Bündnispolitik zwischen Hitler und Mussolini wurden dann pikanterweise nördlich der Festung eine Reihe von Bunkern errichtet, die wohl den Aggressor aus dem Norden aufzuhalten hatten.

Durch die Stauung des Flusses Eisack ab 1935 und die Errichtung eines Kavernenkraftwerks, das in den Felsen gesprengt wurde, war der durch die Kämpfe von 1809 bekannt gewordene Weiler Unterau überflutet worden. Die Franzensfeste lag plötzlich an einem See.

Zum ersten und gleichzeitig letzten Mal kam es zu Kämpfen um die Franzensfeste nach dem Sturz Mussolinis, als die Regierung Badoglio am 8. September 1943 mit den Alliierten den Waffenstillstand abschloß.

Im Raum Franzensfeste standen damals um die 2500 Alpini, 400 Mann Infanterie, Carabinieri und Finanzwache, etwa 350 Mann des Deutschmeisterregiments und 80 Landeschützen gegenüber. In der Frühe des 9. September griffen die deutschen Truppen an und entwarfen die Italiener, wobei es einige Tote gab.

An diesem 9. September 1943 zeigte sich, daß die als strategische Grenze konzipierte Wasserscheide am Brenner ebenso wirkungslos war wie die Franzensfeste als gigantische Verteidigungsanlage.

Am Ende des Zweiten Weltkrieges erlangte die Franzensfeste, auf andere als von den Erbauern geplante Art, eine europaweite Notorität. Es sollen – so die Gerüchte – nämlich in den letzten Kriegstagen Goldschätze der Banca d'Italia von abziehenden SS-Einheiten eingelagert worden sein, nach einer anderen Theorie sei es der Staatsschatz des damaligen kroatischen Ustaschastaates gewesen.

Inzwischen sind die vom Wiener Kaufmann Herbert Herzog im Auftrag der Banca d'Italia angestellten Recherchen aus den 50er Jahren voll bestätigt worden. Im September 1952 hatte die Banca d'Italia von der Republik Österreich die Rückgabe des ihr von den Amerikanern übergebenen italienischen Münzgoldes eingefordert. Es handelte sich um einen Teil jener Goldbestände, die aus dem Tresor der Banca d'Italia in Mailand nach Franzensfeste „umgelagert“ wurden.

Am 16. Dezember 1943 hatte in Mailand der Abtransport von 127,5 Tonnen Gold im Werte von fast 250 Millionen Reichsmark begonnen, die auf zwölf Güterwaggons verteilt wurden. Der Zug traf am nächsten Tag spät am Abend in Franzensfeste ein, erst in den Morgenstunden des 19. Dezember war mit Hilfe von über 100 Männern die Einlagerung abgeschlossen. Das Gold wurde vom deutschen Militär bewacht und stand unter Kontrolle zweier Beauftragter der Banca d'Italia. Am 5. Fe-



Bormensichere Garnisonskirche im neugotischen Stil. Dahinter Werk D. Im Vordergrund die leeren Sockel der Standbilder von Radetzky und des Generals von Hess.

bruar 1944 schlossen Mussolinis Repubblica Sociale Italiana und die Deutsche Reichsregierung ein Abkommen über den Abtransport des Goldes nach Deutschland, um es – so hieß es – vor der Beschlagnahme durch die Regierung Badoglio und die Alliierten zu bewahren. 23,5 Tonnen wurden nach Bern zur Tilgung italienischer Schulden an die Schweizer Nationalbank versandt, 71 Tonnen insgesamt gelangten in das Auswärtige Amt und an die Reichsbank in Berlin.

Der in Deutschland gelegene und genau registrierte Goldbestand nahm verschlungene Wege. Ein Teil des im Auswärtigen Amt gelagerten Goldes wurde bei Plön in Schleswig-Holstein im April 1945 vergraben, ein anderer Teil kam Anfang 1945 nach Schloß Fuschl bei Salzburg und von dort Ende April in 81 Säcken nach Hintersee, wo diese auf dem Gelände des dortigen Ortsbauernführers begraben wurden. Der dritte und größte Teil des Goldes landete in einem Salzbergwerk in Merkers/Rhön.

Die Route des Goldschatzes war also Mailand-Franzensfeste-Berlin gewesen, doch immerhin 25 Tonnen verblieben in der Festung und wurden 1947 der italienischen Regierung zurückerstattet.

Die Franzensfeste schlummerte seitdem als Depot für Waffen und Munition dahin; nie hat sie jene Rolle als unüberwindliches Bollwerk gespielt, die ihr von den Erbauern zugehacht war. Heute wird schon offen darüber gesprochen, welchem nicht-militärischen, vielleicht kulturellen Zweck sie zugeführt werden kann. Vielleicht beginnt bald eine neue Ära, jene der „ehemaligen Franzensfeste“. Die Umwandlung des glanzvollen k.u.k. Baues der „neupreußischen“ Befestigungsschule in ein Museum oder kulturelles Zentrum entspricht ganz dem Zeitgeist. Damit würde – so eigenartig es klingen mag – die Feste erstmals eine echte Verwendung finden.

Literatur:
Beda Weber, Denkbuch der Erhaltung in Tirol, Innsbruck 1838; Josef Weingartner, Die Kunstdenkmäler Südtirols, I. Bd., Wien 1923, S. 180 f.;

Oskar Regele, Feldmarschall Radetzky, Wien/München 1957; Hans Kramer, Beiträge zu einer Chronik der Franzensfeste, in: Der Schlemmer, Bozen 1957, S. 152; Franz Schnabel, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, Bd. 4: Die vormärzliche Zeit, Freiburg i. B. 1964; Erzherzog Johann von Österreich, Sein Wirken in seiner Zeit, Festschrift zur 200. Wiederkehr seines Geburtstages; hrsg. von Othmar Pickl; Graz 1982; darin: Wilhelm Leitner, Erzherzog Johann – Generaldirektor des Genie- und Fortifikationswesens. Eine Würdigung aus militär-geographischer Sicht, S. 131–140; Erzherzog Johann von Österreich – Landesausstellung 1982 Stainz, Katalog Band 1, Nr. 3/65 (S. 117): Tischmodell der Franzensfeste, Maßstab 1:500; Christoph Hackelsberger, Die k. k. Franzensfeste, München/Berlin 1986; Jean Ziegler, Die Schweiz, das Gold und die Toten, München 1997; Hubertus Czernin, Geheimakte Nazi-Gold, in: Der Standard, Wien, 3.–5. Dezember 1997.

Die Gloriette im Schloßpark zu Eisenstadt, vormals Marientempel

Angelina Pötschner



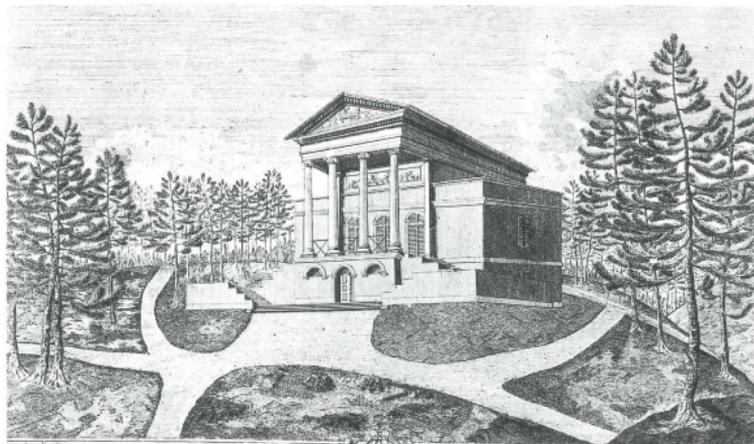
Gloriette, vormals Marientempel in Eisenstadt, Gemälde von Albert Christoph Dies, 1806

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zeigte sich in England eine Umkehr in der Gartengestaltung. Die lang herrschende barocke Gartenkunst mit ihrer axialsymmetrischen Regelmäßigkeit einer gebändigten Natur, die sich der Architektur unterordnete, wurde abgegeben, zugunsten von Landschaftsgärten, in die Bauwerke in mannigfaltigen historisierenden Stilen gestellt wurden: Symbolisiert der barocke Garten eine hierarchische Weltordnung, die sich auf ein Zentrum bezieht – berühmtestes Beispiel die Parkanlagen von Versailles –, so sollte der neue englische Landschaftsgarten Ausdruck einer aufgeklärten, romantischen Weltanschauung sein. Die Bauwerke, in barocken Gärten der Mittelpunkt der gärtnerischen Gestaltung, wurden nun als „Ornamental architecture“ zu Stimmungsträgern und „Bildmotiven“. Auch im deutschen Bereich entfaltete sich in der zweiten Hälfte

des 18. Jahrhunderts ein neuartiges Naturgefühl, und es entwickelte sich sehr rasch eine neue stimmungshafte Landschaftskunst mit „arrangierten-Gartenszenarien: „Die Zusammenstimmung vieler Gegenstände [wirkt] in einem Totaleindruck auf das Gemüth“, vermerkt Carl Ludwig Fernow 1803.¹⁾

Der zwischen 1805 und 1820 gestaltete Landschaftsgarten der Esterházy in Eisenstadt zählt zu den bedeutendsten derartigen noch erhaltenen Anlagen in Österreich. Schon 1797 hatte der kunstsinige Fürst Nikolaus II. Esterházy (1769–1833) den Beschluß gefaßt, den barocken Schloßgarten zeitgemäß umzugestalten. Charles Moreau (1758 bis 1840), der seit 1803 in fürstlichen Diensten stand, hatte wesentlichen Anteil an den Planungen. Traditionell wird Moreau auch der Entwurf für die Architekturstaffagen im Schloßpark von Tata zuge-

¹⁾ Zit. in: Natur und Hel-denleben, Ausst.-Kat., Wien 1997, 9.



MARIEN-TEMPEL AM LÉYTHA.
Im Parklandschaftspalaste des Fürst. Hofes.
 NICOLAUS ESTERHÁZY v. Galotha del.



BERG NAECHST EISENSTADT.
*Nachst Wien und gegenüber dem Maria Theresia
 in hoher Oberrichtung erbaut*

„Marien-Tempel am
 Léythaberg naechst
 Eisenstadt“,
 Kupferstich von
 Joseph Treidler, 1810

schrieben. Er wäre damit bereits 1801 für die Familie Esterházy tätig gewesen. Urkundlich kann derzeit ein beständiges Arbeitsverhältnis erst ab 1803 nachgewiesen werden.⁵⁾ Auf Moreau geht der Entwurf⁶⁾ für eine „antike Ideallandschaft“ zurück, für die er auch reizvolle Architekturkuliszen schuf, etwa das Dampfmaschinenhaus (1804) und den Leopoldinentempel (1818–1822), ursprünglich Neptuntempel, wo Antonio Canovas Sitzstatue der Prinzessin Leopoldine Esterházy, spätere Fürstin Liechtenstein, aufgestellt war. Moreaus Hauptanliegen, das Projekt einer Umgestaltung und Erweiterung des Schlosses, ist ein eindrucksvoller Torso geblieben: Die Änderungen beschränken sich vor allem auf die Gartenfront mit dem Portikus, der 1805 feierlich eröffnet wurde, und die Umgestaltung der Turmabdeckungen zu Zeldächern.

Der bedeutende und vielbeschäftigte Architekt, der als mehrfach ausgezeichnete Schüler der Pariser Architekturakademie einige Jahre als Stipendiat in Rom verbracht hatte, war wesentlich von den Werken des Revolutionsklassizismus beeinflusst. Die in seinem Schaffen wiederholt bemerkbare Monumentalität, Geschlossenheit der Baublöcke und Betonung der Horizontalen verdeutlichen die Vorbildwirkung von Claude-Nicolas Ledoux und Étienne-Louis Boullée.

Ab 1810 arbeitete er überwiegend in Wien. Er schuf hier unter anderem das Palais Esterházy-Erdödy in der Krugerstraße (1810–1812) und das ältere Dianabad (1808–1810). 1821 hielt sich Moreau mit seinem Sohn Nikolaus (1805–1834) in London

auf, wo sie Pläne für ein offizielles Projekt lieferten, das 1822 ausgeführt werden sollte. Dieses Projekt ist in dem Schreiben an den späteren Majoratsbesitzer Paul Anton Esterházy, damals österreichischer Botschafter in London, nicht näher definiert.⁷⁾ Moreaus Bauten, vor allem in Wien, verschafften ihm breite Anerkennung; sie entsprachen, wie Ludwig Hevesi vom Standpunkt seiner Zeit abschätzig vermerkt, „ganz dem Ideal der anbrechenden Baubeamtenzeit“.⁸⁾

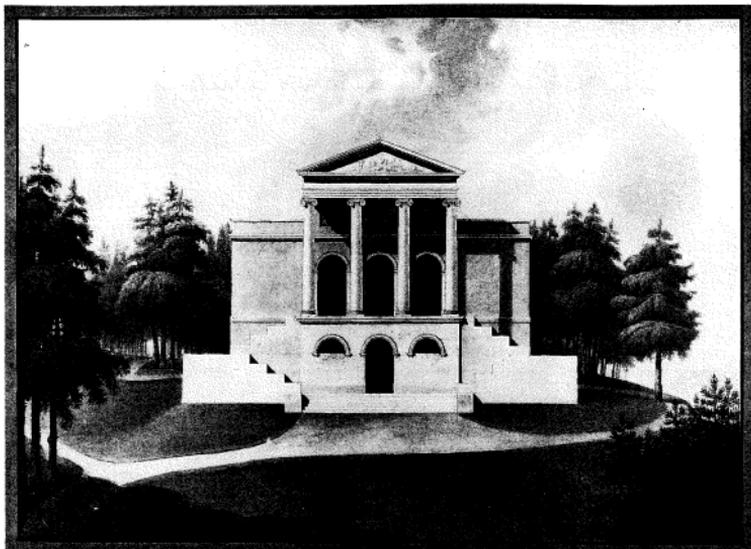
1802 wurde von der fürstlich-Esterházy'schen Verwaltung das sogenannte „Kleinhöfleiner Föhrenwäldchen“ im Tausch gegen ein anderes Grundstück von der Gemeinde Kleinhöflein erworben: Der Kaufvertrag wurde bereits 1802 aufgesetzt, allerdings vom Fürsten erst im März 1804 ratifiziert.⁹⁾ Für dieses Areal begann Moreau, seit 1803 fürstlicher Hofarchitekt, schon bald mit den Planungen für den „Marien-Tempel“.¹⁰⁾ Der Bau sollte als antikisierende Landschaftskulisse – ähnlich dem 1812/13 von Josef Kornhäusel errichteten Husarentempel auf dem Anninger –, aber auch als „Stüfermal“ im fürstlichen Tiergarten oberhalb des Schloßparks auf einer Anhöhe des Leithagebirges errichtet werden. Die Grundsteinlegung erfolgte 1804. Der Bau wird in den Esterházy'schen Archivalien verschiedentlich „Gloriette“ und „Marien-Tempel“ genannt, letzteres nach der mit Nikolaus II. seit 1783 vermählten Maria Josepha Hermenegilde, geb. Prinzessin Liechtenstein (1768–1845). Am 8. Juli 1804 gab Fürst Nikolaus die Anweisung, mit dem Bau zu beginnen: „Es wird meiner Wirtschaftsdirktion hiemit aufgetragen, dem Bauamt die Verhaltung

Literaturauswahl und Quellen:

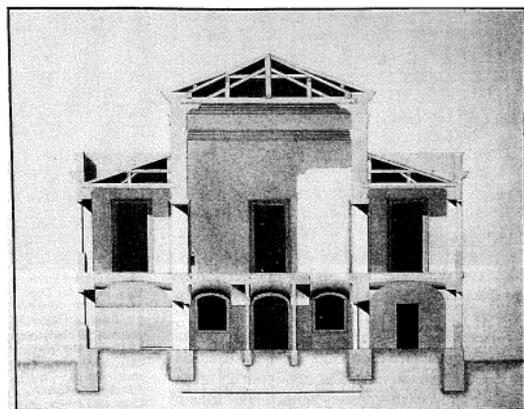
- ⁵⁾ C. Ehmkke (= Ehmkke 1992), Der Schloßpark von Eisenstadt/Kismarton. Ein Landschaftsgarten des Fürsten Esterházy. Univ. phil. Dipl. Münster 1992
- ⁶⁾ F. Probst, Die Gärten der Fürsten Esterházy. In: Die Fürsten Esterházy. Ausst.-Kat. Eisenstadt 1995, 215–222
- ⁷⁾ Budapest, Magyar Országos Levéltár, Esterházy Csatal (= B-MOL), weiters Forchtenstein, Esterházy-Archiv, Zentral-Direktion (= F-ZD) und Domänen-Direktion (= F-DD).

- ⁸⁾ Ehmkke 1992, 25.
- ⁹⁾ B-MOL T2-1574.
- ¹⁰⁾ B-MOL p136-9es (Brief vom 26.6.1821).
- ¹¹⁾ L. Hevesi, Österreichische Kunst I, Leipzig 1908, 42.
- ¹²⁾ F-ZD 3503 ex 1802, 878 ex 1804.
- ¹³⁾ Ehmkke 1992, 41–43.

Gloriette, Entwurf der Fassade, Charles de Moreau, gezeichnet von Matthias Stamm



Gloriette, Schnitt, Charles de Moreau, gezeichnet von Matthias Stamm



sogleich hinauszugeben, daß das Gloriette ... beim Föhrenwald am Leythaberg nach denen verfassten Plänen ... hergestellt werde.⁹⁾ Im September war der Bau so weit vorangeschritten, daß bereits Anweisungen zur Eindeckung mit Kupferblech gegeben werden konnten.¹⁰⁾ Die feierliche Eröffnung erfolgte am 26. Juli 1805, wobei Münzen und eine Medaille im Beisein des Fürstenpaares, ihrer Tochter Leopoldine und des Gefolges, worunter auch Moreau, „in die Base gegen Vesten an der Haupt-Fassade rechts ... feyerlich und zwar zwischen abwechselnden Trompeten & Pauken

Schall, und unzähligen Vivatrufen des Volcks, zum ewigen Denkmal der Nachkommenschaft entlichtet worden“.¹⁰⁾ Das tempelartige „Lustgebäude“, mit dominierendem Mittelbau und seitlich angefügten, schlichten, niedrigeren Annexbauten, beherrscht die landschaftliche Umgebung und gewährt einen vielfach gepriesenen Ausblick über das Wulkatal, so vermerkt Erzherzog Franz Karl, der Vater Kaiser Franz Josephs, anlässlich eines Besuchs in Eisenstadt (1819): „Von hier fuhren wir durch schattigen Alléen auf den Berg, wo die prächtige, sogenannte Mariantempel steht, ein nach der schönsten Zeichnung gebautes großes Lusthaus, das bewohnt werden kann. Wir übersahen von hier das Schloß mit der Garten-Anlage ... ja sogar einen großen Theil des Neusiedlersees ... Wir besahen auch die untern Gemächer und tranken von dem vortrefflichen Quellwasser, das hier wie in Schönbrunn, aus den Röhren fließt.“¹¹⁾ Unterhalb des Tempels waren 16 Kanonen aufgestellt, die bei wichtigen Anlässen abgefeuert wurden.

1886 wird der fürstliche Tiergarten in einem lokalen Reiseführer folgendermaßen beschrieben: „Er breitet sich auf einer Fläche von 2300 Joch und mit einem Umfange von 9956 Klaftern aus; in denselben befinden sich 25 Alleen, ein Jagdschloß, 2 Fassangärten, und der ganze Complex ist ringsum mit einer Mauer umgeben. In diesem Gehege werden schöne Jagden auf Roth- und Schwarzwild abgehalten, von der Gloriette und den zwei hochgelegenen Jägerhäusern daselbst, genießt man einen herrlichen Prospect des Neusiedlersees.“

⁹⁾ F-ZD 2359 ex 1804
¹⁰⁾ F-ZD 2983 ex 1804

¹¹⁾ B-MOL p108-52cs.
 Die endgültige Fertigstellung des Baus erfolgte erst 1806, F-DD 2130 ex 1806.

¹²⁾ Zit. in: Die Gartenkunst 2 (1990), 119.

Noch 1930 war das Gebäude, das von Otto Aull enthusiastisch als „schönster Bau Moreaus“¹¹⁾ gepriesen wird, weitgehend in seiner ursprünglichen Erscheinung erhalten.¹²⁾ Aull liefert eine ausführliche Beschreibung, die auch eine Vorstellung des gegenwärtig vollkommen zerstörten Inneren vermittelt.

Vorbildhaft für die Gestaltung des Baukörpers könnte ein bereits 1795 entstandener Entwurf von Thomas de Thomon¹³⁾ sein. Auch von der 1783 errichteten und durch Publikation bekannten Maison Chevalier in Paris von Chevalier de Beauregard¹⁴⁾ scheint Moreau Anregungen erhalten zu haben.

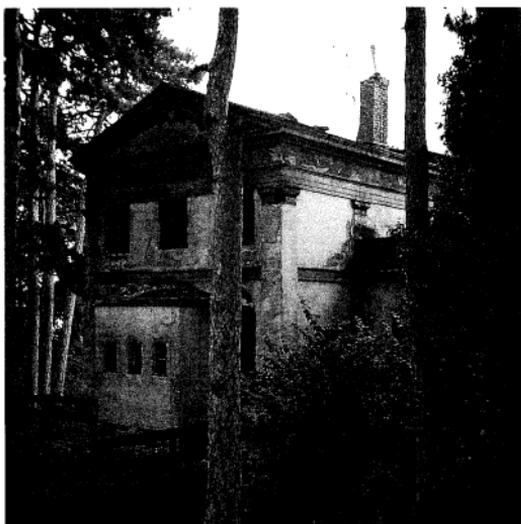
Eine zweiflügelige gegenläufige Freitreppe führt zu einer Vorhalle auf vier ionischen Säulen: Im Dreieckgiebel Darstellung der „Aurora mit Fackel“, an der Eingangswand ein stark beschädigter Relieffries, „Jagdzug der Diana“ (um 1810) von Giuseppe Pisani (1757–1839).

Pisani, seit 1798 in Wien, stand im Dienst der Linie Habsburg-Este, arbeitete aber auch an der Ausstattung der Appartements der Kaiserin Maria Ludovica mit. Seine Tätigkeit für den Fürsten Esterházy war bisher nicht bekannt.¹⁵⁾

Im Sockelbereich des Portikus eine Rundbogentür, ursprünglich flankiert von später vergrößerten Lünettenfenstern. Im originalen Zustand hatten diese Fenster palmettengezierte, tief in den Rundbögen sitzende Fensterstöcke. Vom Säulenportikus führt eine Rundbogentür in den Hauptraum. Dieser Eingang wird von gegenwärtig zu Türen erweiterten Rundbogenfenstern mit bis zum Boden reichenden Jalousieflügeln flankiert. An der dreiecksigen Hinterfront des Mittelbaus teilen Putzbänder den Bau in drei Geschosse; toskanische Pilaster bilden ein weiteres Gliederungselement. Die Seitenbauten, ursprünglich mit Pultdächern versehen, sind an der vorderen Fassade fensterlos; ihren oberen Abschluß Annexbauten bildet eine umlaufende Attika.

Der Mitteltrakt¹⁶⁾ wird fast in der ganzen Länge von einem Saal eingenommen, der in matted Hellgrün tapeziert war. Ein Friesband mit Grisaillemalerei, umrahmt von einem umlaufenden mehrfach profilierten Gesims, zeigte Szenen aus dem Sagenkreise Dianas. Aull erwähnt auch einen Empirekamin: zylindrisch, bläulichgrau glasiert, mit Urne bekrönt und mit Reliefdarstellungen mythologischer Figuren. Hinter dem überhöhten Hauptraum befinden sich nicht weiter beschriebene Nebenräume; im linken Annex gab es ein orange gehaltenes Kabinett, rechts die „blaue“ Stube. Die Türstöcke im Hauptgeschoß hatten mehrfach profilierte Stein- bzw. Stuckrahmungen. Nach dem Entwurf Moreaus waren sie höher und schmaler als heute erkennbar.

Im Wandel der Zeiten ging wertvolle Substanz verloren: Im 19. Jahrhundert fallweise als Jagdschlöß-



chen verwendet, blieb der Marientempel weiterhin im Besitz der Fürsten Esterházy. 1934 kam es zum Verkauf an die Stadtgemeinde Eisenstadt. 1938 wurde der Marientempel von dem Autobusfabrikanten Anton Fross-Büssing erworben. Durch Kriegseinwirkung gingen der ursprüngliche Türen- und Fensterbestand und die gesamte Innenausstattung verloren. 1947 wurde bei einer vom Bundesdenkmalamt vorgenommenen Besichtigung die schwere Beschädigung der Bauplastik und des gemalten Frieses im Hauptraum festgestellt. Damals erfolgte der Rückkauf durch die Stadtgemeinde. 1953 wurde der Marientempel zu einer Jugendherberge umgebaut. Zu dieser Zeit dürfte der Zubau an der hinteren Fassade errichtet worden sein. Die überhöhte Decke des Mittelsaals, der ausschließlich von den seitlichen Kabinetten und der Vorderseite belichtet wird, wurde abgesehen. Zu dem dadurch entstandenen, oberen Raum wurden seitlich Fenster durchbrochen. Damals dürften die umlaufenden, mehrfach profilierten Gesimse und der gemalte Diana-Fries verschwunden sein. Nach Schließung der Jugendherberge in den sechziger Jahren stand das zunehmend verfallende Gebäude leer. 1978 verpachtete die Stadtgemeinde die Gloriette an einen Gastronomiebetrieb. Im Spätherbst 1995 brannte das Gebäude völlig aus. Zunächst erfolgten nur die notwendigsten Sicherungsmaßnahmen, 1996 wurden die Dächer mit Kupferblech neu eingedeckt. Es ist zu hoffen, daß der ursprüngliche Zustand dieses eindrucksvollen Baudenkmals so weit wie möglich wiederhergestellt werde.

Zustand der hinteren Front im Jahr 1995

¹¹⁾ O. Aull, in: Der Freie Burgenländer. Weihnachtsbeilage 1930, o. S.

¹²⁾ B-MOL T2-1383/2. ¹³⁾ A. Zádor, Épitészeti Tervek a 18. Százhol, Budapest 1935, Abb. 131.

¹⁴⁾ D. Wiebenson, The picturesque garden in France, Princeton 1978, Abb. 140.

¹⁵⁾ F-DD 1070 ex 1810 – Thieme-Becker 27 (1933), 94.

¹⁶⁾ B-MOL T2-1120.

Mein Dank geht an Herrn Stefan Kalamar für die liebenswürdige Überlassung von Forschungsmaterial.

Südtiroler Burgen-, Hof- und Flurnamen: Geschichte und Politik

Egon Kühebacher

Unlösbar mit der Kulturlandschaft verbunden sind die Namen der Siedlungen, Gelände und Gewässer. Sie sind Denkmäler der Sprach- und Siedlungsgeschichte einer Landschaft und verdienen nach den von den Vereinten Nationen im Jahre 1967 an alle Staaten gerichteten Empfehlungen genau so einen gesetzlich festgelegten Schutz wie alle anderen Denkmäler. Dem geographischen Namen kann entnommen werden, welche Sprachvölker die Baumeister der Kulturlandschaft waren.

Geschichte

Nimmt man das gesamte gewachsene geographische Namengut Tirols zusammen, so kann man feststellen, daß rund zwei Drittel davon deutschen Ursprungs sind, und somit das Bild unserer Kulturlandschaft als ein Werk deutscher Siedler anzusehen ist. Ein Drittel bilden die Namen vordeutscher Herkunft, die erkennen lassen, daß das Netz der vordeutschen Siedlungspunkte weitmaschig war und der eigentliche Siedlungsausbau erst mit der deutschen Landnahme im 7. Jahrhundert begann. Die vordeutschen Namen sind in den siedlungsgünstigen Gebieten häufig, in den Hochtälern fehlen sie gebietsweise nahezu ganz. Die Mikrotoponomastik – die Namensgebung der Hof- und Flurnamen – ist weitgehend deutschen Ursprungs, während die großen Siedlungen vordeutsch geprägt sind.

Der Großteil der Namen vordeutschen Ursprungs entstand in dem halben Jahrtausend von der Zeitenwende bis ins 5. oder 6. Jahrhundert n. Chr., in dem unser Land Teil des Römerreiches war. Es sind die Namen alpenromanischer Herkunft (Vermischung des Vulgärlateins mit vorrömischen alpinen Idiomen). Im alpenromanischen Namensgut lebt viel vom vorrömischen Sprachgut weiter. Dazu gehören vor allem die Namen keltischen Ursprungs. Die Kelten waren in unseren Tälern bis ins 4. Jahrhundert v. Chr. ansässig und gründeten nicht wenige Siedlungen und benannten sie mit dem Stoff ihrer Sprache: Brixen, Wilten, Zirl, Bozen, Tils, Vintl, Olang, Innichen, Wipptal usw. Über vorkeltische Namen läßt sich heute nichts Genaueres sagen, da wir die Sprache der vorkeltischen Siedler (vgl. Mann vom Hauslabjoch) nicht kennen. Unzweifelhaft gehören die Namen der Flüsse zu den ältesten sprachgeschichtlichen Denkmälern unseres Landes: Etsch, Inn, Lech, Ziller, Eisack, Talfer, Rienz etc. Sie sind jedenfalls als indogermanische Schöpfungen erkennbar.

Die Baumeister unserer Tiroler Kulturlandschaft waren somit vorkeltische Völker bis um 400 v. Chr., Kelten bis um die Zeitenwende, Römer bis um 600 n. Chr., dann Bajuwaren, in Westtirol auch schwäbisch-alemannische Siedler (teils auch Slawen in Osttirol).

Die deutschen Siedler übernahmen die von den Alpenromanen verwendeten Namen und prägten nur für ihre Neuordnungen und ihre neuen Hofanlagen deutsche Bezeichnungen. Aber lange nicht immer. Entstand zum Beispiel ein Hof auf einer Flur, die von den Alpenromanen plan, pin oder pita genannt wurde, so bekam der Hof diesen Flurnamen: Aus plan wurde im bairischen Munde lautgesetzlich plon und der Bauer zu Plon nannte sich Ploner, und aus pin, pita („Föhrenwald“) wurde ebenso lautgesetzlich Pein, Pitscheid, und der Hofinhaber nannte sich Peiner, Pitscheider.

Gerade an der Lautform, die Namen vordeutschen Ursprungs im deutschen Munde bekommen haben, erkennt man das Alter der deutschen Sprache in den einzelnen Gebieten Tirols. Die althochdeutsche Lautverschiebung war z. B. nur im 7. und 8. Jahrhundert wirksam, später nicht mehr. Aus dem alpenromanischen Teriöls, das auf einen vorrömischen Namensstamm zurückgeht, konnte im Inntal über Zireole, Zirele die Lautform Zirl werden (6. Jahrhundert), hingegen im später eingedeutschten Burggrafenamt blieb das T vom alpenromanischen Tiräle unvershoben, auch der vordeutsche Akzent blieb bewahrt und das a wurde im Hochmittelalter in bairischer Weise verdummpft: Tiröl. Damit findet das zweite deutsche Lautgesetz, das nur bis zur Jahrtausendwende wirksam war, Erwähnung: die Erstsilbenbetonung: Barbiánu, Taureliánu, Vulpjánu etc. werden zu Bárbian, Térlan, Vilpian. Der vordeutsche Akzent blieb hingegen dort erhalten, wo die deutsche Sprache erst nach der Jahrtausendwende vorherrschend wurde. So wurde aus Teriále über Tirál Tiröl, aus Pennánu über Penán Penón, aus Castelrúptu Kastelrúth. Ein weiteres Lautgesetz ist der sogenannte Primärumlaut, der Wandel des a zu geschlossenem e vor einem i der Folgesilbe: Sabiöna – Sébene – Seben (die Schreibung Säben führte leider zu einer falschen Aussprache); Castelliánu – Késtelan – Köstlan. Ein weiteres deutsches Lautgesetz ist die Verzwielautung der langen Vokale i, u, iu zu ei, au, äü: mhd. Min niuwas hus wird zu nhd. Mein neues Haus. Diese Verzwielautung setzte sich bis 1300 im Hochmittelalter durch. Im spät eingedeutschten Kastelruther

Vortrag im Anszitz
Giovannelli, St. Anton
in Kaltern, am 30. Mai
1997

Gebiet blieb pin als Pin erhalten, im früh einge-deutschen Terenten wurde pin zu Pein.

Warum haben die deutschen Siedler im Mittelalter überhaupt die Namen vordeutschen Ursprungs übernommen? Warum die Alpenromanen Namen keltischen Ursprungs und die Kelten das noch ältere Namengut?

Der Hauptgrund liegt im unterschiedlichen Wesen von Wort und Namen. Das Wort bedeutet, und seine Bedeutung kann mit einem gleichbedeutenden Wort einer anderen Sprache wiedergegeben werden. Der Name hingegen bezeichnet, identifiziert, bildet mit dem Bezeichnen eine Einheit und ist nicht übersetzbar. Sicher war der Name zur Zeit seiner Prägung ein Wort, das aber als Name eine andere Funktion bekam. Ich kann das Wort Mühlbach übersetzen, nicht aber den Namen Mühlbach. Selbst wenn ich dem Namen seine Bedeutung lasse, so deckt sich diese nicht mehr mit der ursprünglichen Wortbedeutung: Der Name Mühlbach „bedeutet“ nun nicht mehr einen Bach, der Mühlen antreibt, sondern eine ganz bestimmte Ortschaft. Höre ich den Namen Bruck, so denke ich nicht an eine Brücke, sondern an eine Ortschaft.

Der Name bezeichnet, um seine ursprüngliche Bedeutung kümmert sich höchstens der Namenforscher. Das gleiche gilt natürlich auch für Familiennamen: Schüller war ursprünglich ein Beiname für einen schielenden Menschen (Schiller ist die schwäbische Form von Schieler). Höre ich den Namen, denke ich an Friedrich Schiller, nicht jedoch an einen Menschen mit fehlerhafter Pupillenstellung! Wenn man den Namen eines Gipfels wissen möchte, dann möchte man nicht in erster Linie die Bedeutung des Namens wissen, sondern gibt sich mit dem Ausdruck „Schlern“ zufrieden. Auch die deutschen Siedler des Mittelalters fragten nicht danach, was *picta*, *plan pinu* bedeutet, sondern sie übernahmen einfach diese fremden Lautgebilde, die dann in ihrem Munde nach spracheigenen Lautgesetzen allmählich eine andere Form bekamen. Selbst wenn sie wußten, daß *plan eben*, *pinu Föhre* und *picta Fichtenwald* bedeuten, haben sie auf eine Übersetzung verzichtet, da die Bedeutung nebensächlich ist, nur so konnten vorkeltische, keltische und romanische Namen tradiert werden. Jede Übersetzung widerspricht dem Wesen des Namens.

Zweitens kann gesagt werden, daß fast alle Namen von den bäuerlichen Siedlern durch ihre gesprochene Sprache, die Mundart, vor jeder Hochsprache, geprägt wurden. Die Schriftsprache wehrt sich gegen Änderungen, so wurde, obwohl sich die Verzwielautung bereits um 1200 durchgesetzt hat, von manchen Kanzlisten um 1300 noch immer *Muls* statt *Mauls* geschrieben. Wir sprechen das auslautende *r* schon seit Jahrhunderten nicht mehr, schreiben es aber noch immer.



Seit dem Spätmittelalter und besonders seit dem frühen 17. Jahrhundert wurden allerdings viele Namen von Beamten und Kartographen verhochsprachlicht. Bei Namen deutschen Ursprungs ließ sich das leicht machen (Oberdorf, Ober-, Mitter-, Außer-, Innerhof, Mittewald, Wald, Gruben, Mühlen, Mühlwald usw.), doch bei anderen deutschen Namen aus veraltetem Sprachstoff war dies schon schwieriger (Gais, Fassing, Issing, Beuren, Aufheim), daß einem mundartlichen Oacha, Percha hochsprachlich Eichach, Perchach entsprechen würde, hat man völlig übersehen, ebenso müßte Prettau Breitenau heißen und Kuens Kains (wie Stuan/Stein). Die Verhochsprachlichtung gestaltete sich bei vordeutschen Namen noch schwieriger, so wurde aus *Planalo* statt *Planol* ein *Planail*, aus *Noaf* ein *Naif* statt *Nof*, hingegen das gleiche Wort *Welschnoafn* richtig zu Hochdeutsch *Welschnofen*.

Die wirklichen hochsprachlichen Schöpfungen bilden einen kleinen Teil des geographischen Namengutes (z. B. Franzensfeste), dazu gehören auch einige Burgennamen, die nach der Jahrtausendwende entstanden sind. Die Siedlungs- und Geländennamen sind durchwegs älter, sie sagen zwar einiges über die natürlichen Begebenheiten ihrer Entstehungszeit aus, doch sind sie heute zu einem

Der G'scheibte Turm bei Bozen, nach einer Zeichnung von J.G. Schedler, Stahlstich

geographischen Eigennamen erstarrt. Ein Gelände, in dem es viele Steine gab, nannte man Steinach, wo ein starker Fichten-, Föhren-, Lärchen-, Ahorn-, Eschen- oder Haselbewuchs war (und heute vielleicht nicht mehr ist), nannte man es Feichtach, Forchach, Lärchach, Ahomach, Aschach oder Haslach. Lengstein, Lengmoos gehen auf althochdeutsch am lengin mose, am lengin steine zurück.

Burgennamen

Viele Burgnamen hingegen sind bewußte Namensschöpfungen. Sie erwachsen nicht aus dem Alltag, sondern entstammen der Phantasie, die sich sehr wohl über den Alltag erheben konnte und auch über den engeren Gesichtskreis hinausreichte. Der ritterliche Stand, der sie schuf und die geistige und gesellschaftliche Führung beanspruchte, war eine Gruppe innerhalb des Volkes, die sich mit anderen Angehörigen ihres Standes – auch außerhalb der Landesgrenzen – gemeinsam hohen Idealen verpflichtet fühlte und sich in ihrer Standesehre, ihren Anschauungen und Symbolen von anderen Ständen abhob. Auch eine gemeinsame Sprache verband die ritterlichen Dichter von der Nordsee bis zur Sprachgrenze im Süden, die jedoch beim Zerfall des mittelalterlichen deutschen Reiches in eine Vielzahl von kleinen Fürstentümern nicht mehr gepflegt wurde und so zum Erliegen kam. Die ritterliche Dichtersprache um 1200 war der Hochsprache der Klassiker des 18. Jahrhunderts sicher ebenbürtig. Aus dieser Sprache stammen die Burgennamen – gepflanzt wie ein Gartengewächs gegenüber dem üppigen, wild wachsenden Flor der bäuerlichen Flur- und Siedlungsnamen. Bei dieser Entstehungsart war es nicht ungewöhnlich, daß selbst abstrakte Begriffe und Werte, die das ritterliche Denken am reinsten verkörperten und die in der mittelhochdeutschen Dichtung besungen wurden, gleichsam als klingvolle Parole in die Burgnamen eingefügt wurden.

Wie mhd. *wunne* (Glück), *saelde* (Minneglück) in den Burgennamen *Wunnenstein*, *Saeldenburg* im bayer. Wald, so kann auch der Name *Freudenstein* (Eppan) wörtlich verstanden werden. *Wunne*, *saelde*, *vröude* geben den Glanz ritterlicher Festfreuden und höfischer Geselligkeit wieder.

An die höfische Tugend der *staete* (Beständigkeit, Treue) erinnert *Staetenegg*.

In *Troyenstein* für den *G'scheibten* Turm hat man erst in höfischer Zeit die ritterliche Tugend der *triuwe* (Treue) eingeedeutet; ursprünglich wies der Name wohl nur auf den alten Troien (Flurbezeichnung) hin, den Weg vom Tal nach Jenesien.

Reichenberg im Münstertal erinnert an das ritterliche reich (kostbar, prächtig).

Nochmals zurück zum Begriff *Freude*: Die Ebene, die an *Sprechenstein* und *Reifenstein* anschließt,

war einst Austragungsort ritterlicher Spiele und Freudentänze: *Freudenfeld* wurde sie (und die darauf entstandene Ortschaft) genannt; leider wurde das mundartliche *Fraidenfeld* falsch zu *Freienfeld* verhochsprachlicht. Der Name *Sprechenstein* erinnert an eine Vereinbarung; mhd. *sprechen* bedeutet vor allem etwas persönlich vereinbaren. Auf *Reifenstein* soll noch später eingegangen werden.

Auf *Ansehen* und *Ehre* deutet der Name *Ehrenburg* hin. Das ritterliche Wort *ere* wurde erst in höfischer Zeit eingeedeutet, denn der alte Name war *Arbenburg* (Burg des *Arbeo*). Ein ritterliches Ehrenwort war auch mhd. *trost*. *Hagen* wird im Nibelungenlied als *trost* der Nibelunge bezeichnet, was soviel wie hervorragender Held, auf den man sich verlassen kann, bedeutet; und so stellt die *Trostburg* einen schützenden Hort dar. In *Starkenberg* kommt die *Zuversicht*, das Vertrauen auf die eigene Kraft zum Ausdruck. In *Helfenburg* haben wir mhd. *diu helpe* (hilfreiche Geborgenheit). Der Idealbegriff der Freundschaft, mhd. *wineschaft*, spricht aus höfischen Personennamen (*Eberwin*) oder Familiennamen (*Herrn von Weinegg*).

Andere Burgnamen sollten abschreckende Wirkung auf den Angreifer ausüben, es sind die *Trutznamen*, z. B. *Schreckenstein* an der Elbe, *Forchtenstein* im Burgenland, *Tratzberg* (= *Trutzberg*) bei *Jenbach* oder *Niemandsfreud* bei *Tagusens* im *Eisacktal* (steht nicht mehr). Abschreckende Wirkung sollte auch der Name der Herren von *Feigenstein* haben. *Siegfried* wird im Nibelungenlied als *veige* (todgeweiht, todbringend) bezeichnet, das gab einen wirkungsvollen Schrecknamen ab, ein böses Omen für den angreifenden Feind, der sich diesem Stein des Todes, dem *Feigenstein*, zu nahen wagte.

Andere Burgen sind nach *Wappentieren* benannt, die als Verkörperung von *Kraft*, *Mut* und *Scharfsinn* erlebt wurden: der *Greif* in *Greifenstein*, der *Löwe* in *Löwenstein*, *Lebenberg*, der *Tarant* (*Skorpion*, *Drache*) in *Dornsberg* (*Tarantsberg*), der *Falke* in *Falkenstein* und der *Auf* (mhd. *uf*, der *Uhu*) in *Aufenstein*.

In anderen Burgen sind die Besitzer verewigt: *Arbenstein* (*Arbeo*; später *Ehrenburg*), *Annenberg* (*Anno*), *Garnstein* bzw. *Gernstein* (*Gaerre*), *Wolfsthurn* (*Wolf*), *Welfesberg*/*Welf(f)sperg*, *Welfenstein* (*Welf*).

Manche Burgen lassen romanischen, vor allem französischen Einfluß erkennen, da Frankreich als Vorbild der höfischen Kultur galt, z. B. *Montfort* am Bodensee, *Boimont* in *Eppan*. Ebenso haben *Lichtenberg*, *Leuchtenburg*, *Lichtenstein*, *Castell* eine Parallele im französischen *Clermont*. Prägungen von Adeligen sind auch *Schönegg*, *Schönberg*, *Schöntal* etc., wenn auch diese Namen im bäuerlichen Namengut für ertragreiche

Gelände enthalten sind; der Burgname Schönegg stammt aber sicher nicht von den frondienstleistenden Bauern, sondern von den stolzen Burgenbesitzern. Auch Wolkenstein paßt zum Selbstgefühl der Burgherrn, die hoch über der niedrigen Welt der Hörigen thronten.

Aber nicht alle Burgennamen sind relativ späte Schöpfungen ritterlicher Phantasie, aus manchen hört man noch Rätsel der früheren Geschichte raunen. Das Grundwort -egg, das in vielen Namen vorkommt, stammt letztlich wieder aus der bäuerlichen Namengebung: mundartlich Egg(e) ist ein Hügel, ein Geländevorsprung, auch ein Berggrat. Reichegg ist nicht etwa ein „reiches Eck“, sondern ein Geländevorsprung in der Reiche (ein unfruchtbares, rauhes Gelände). Viele Tiroler Adelige gingen ja schließlich aus dem Bauernstand hervor.

Reifenstein, der Stein an der Reife (=Sammelplatz für Holz am Rande des Sterzinger Moses) wurde erwähnt; Gandegg war schließlich nur das Egg über der Gand (aus vorröm. Ganda = Geröll). Runkelstein, altmundartl. Rungglstoan, ist der Stein am Runggl (= Rodungsfleck; aus roman. Runc = Rungl).

Rätsel der Vorgeschichte enthalten Enn, Rodeneck, Tirol. Letzteres wurde bereits erwähnt im Nebeneinander von Teriölis/Zirl und Teriäle/Tirol, beide Namen Ableitungen aus der vorrömischen Wurzel ter/tir, die wir in lat. Terra haben; die Grundbedeutung ist „Gebiet“, hier wohl in der Bedeutung von „Übergangsgebiet“.

Auf keine kriegerische Vorstellung geht der Name der trotzigen, unnahbaren Haderburg bei Salurn zurück, der in mittelalterlichen Urkunden trotz häufiger Erwähnung der Feste Salurn nie vorkommt. Erst in Urkunden des 17. Jahrhunderts tritt ein bäuerlicher Hof unter dem Namen In der Hader und Haderhof auf, von dem der Name auf den anschließenden Berg und die Feste übertragen wurde. Trotzdem es Namen wie Neidegg, (neid = Kampfeslust), Streitberg gibt, liegt hier nicht Hader, im Sinne von Streit, zugrunde, sondern eher ein Begriff der bäuerlichen Wirtschaft, der in den vielen Namen Hard (z. B. im Zillertal) nach altem Sprachgebrauch einen trockenen Weidegrund oder einen zur Weide geeigneten lichten Wald bezeichnet hat; eine Gemeinschaftsweide im Tauferer Nebental Rein heißt z. B. Reinhard.

Im bäuerlichen Tirol bilden jedenfalls die Burgennamen, die aus der mittelhochdeutschen Dichtersprache stammen und höfische Tugenden widerspiegeln, nur eine verhältnismäßig kleine Gruppe; weit häufiger sind jene, die auf alte Flurnamen zurückgehen.



Politische Problematik

Die Haderburg bei Salurn

Einleitend wurde gesagt, daß die geographischen Namen Denkmäler der Siedlungs- und Sprachgeschichte einer Kulturlandschaft sind und wie alle Denkmäler Anspruch auf gesetzlichen Schutz haben. Wenn die Namen die Denkmalfunktion ausüben sollen, muß ihre heutige Lautform so sein, daß ihr entnommen werden kann, welches Sprachvolk sie geprägt, welche nachfolgenden Sprachvölker sie nach eigenen Lautgesetzen – nicht willkürlich am Schreibtisch – weiterentwickelt haben. Jede willkürliche Änderung kommt einer Denkmalschändung, einer Urkundenfälschung gleich. Nimmt man der Kulturlandschaft die geschichtlich gewachsenen Namen, so nimmt man ihr das Wesentlichste. Diesbezüglich ist seit dem 19. Jahrhundert durch nationalistisches Denken und Handeln viel gestündigt worden. Es kann niemand ernsthaft bestreiten, daß Südtirol ein Teil des geschlossenen deutschen Sprach- und Kulturraumes ist, ein Teil, der in das italienische Staatsgebiet hineinreicht. Nach dem nationalistischen Denken durfte das nicht wahr sein, deshalb „mußte“ das dem Nationalstaat einverleibte Südtirol eine italienische Nomenklatur bekommen. Die Namen wurden zu einem nationalistischen Politikum und sind es auch heute noch. Ich habe den Eindruck, das „Trauerspiel der Südtiroler Toponomastik“ (Ortsnamengebung) ist vielen Tirolern gar nicht bekannt!

Wer heute die Orts- und Bahnhofsschilder Südtirols mit den Doppelnamen sieht – in Ladinien findet man sogar Dreinamigkeit –, kann meinen, daß die deutschen und ladinischen Namen den italieni-



Schloß Gandegg und
die Gleif, Stahlstich

schen völlig gleichgestellt sind. In Wirklichkeit haben jedoch nur die italienischen Namen amtliche Gültigkeit. Der amtliche Gebrauch von ladinischen und deutschen Namen wird vom Gesetzgeber nur geduldet und kann jederzeit verboten werden. Amtliche Gültigkeit hat kein deutscher oder ladinischer Name; auch kein Burgernamen!

Der Name Ettore Tolomei ist in Südtirol allgemein negativ bekannt: Er war Geographieprofessor am k. k. Gymnasium von Rovereto. Mit der Italianisierung des Südtiroler Namensgutes begann er schon um 1890. Er wollte aufzeigen, daß Südtirol italienisches Sprach- und Kulturgebiet sei, folglich zu den „unerlösten Gebieten“ gehöre. Niemand nahm ihn ernst, weder in Italien, noch in Österreich und am wenigsten im Trentino. Das änderte sich jedoch mit dem Eintritt Italiens in den Ersten Weltkrieg. Im Jahre 1915 eröffneten Tolomei und seine Mitarbeiter einen Pressefeldzug zur „Wiedereinführung der von den österreichischen Behörden verdrängten italienischen Nomenklatur“. Im Jahre 1916 kam die erste Auflage von Tolomeis Namenbuch „*Prontuario dei nomi locali dell'Alto Adige*“ heraus. Gleichzeitig arbeitete eine Kommission der Königl. Geographischen Gesellschaft unter dem Vorsitz Tolomeis, der schon 1915 nach Rom übersiedelt war, ein italienisches Namenverzeichnis für Südtirol aus. 1918 wurde Tolomei Vorsitzender der dem Ministerpräsidenten direkt unterstellten Kulturkommission in Bozen. Alle Orts- und Bahnhofsschilder trugen seine italienischen Namensschöpfungen. Mit dem Marsch auf Rom 1922 begann die faschistische Herrschaft: Mit dem Namendekret Nr. 800 vom März 1923 wurden für alle Gemeinden und größeren Orte die Tolomeinamen wiedereingeführt und der Gebrauch der deutschen Namen verboten. 1940 wurde kraft eines Ministerialdekrets Mussoli-

nis das „*Prontuario*“ Tolomeis amtliches Namenbuch – und amtliches Namenbuch Südtirols ist es auch heute noch!

Der Pariser Vertrag vom September 1946 sieht die Gleichberechtigung der deutschen und italienischen Sprache als Amtssprache und in der zweisprachigen Ortsnamensgebung vor. Diese Formulierung hat der österreichische Vertragspartner zu wenig überlegt; man hätte nach dem Vorbild des bereits 1945 bestehenden Autonomiestatuts der Region Aosta die Forderung einbauen sollen, daß auf dem Gebiet der Ortsnamensgebung wieder der Zustand der vorfaschistischen Zeit geschaffen werden muß (auch in Aosta waren zwischen 1925 und 1945 die französischen Namen durch italienische ersetzt worden) – amtliche Zweisprachigkeit bedeutet weltweit nicht amtliche Zweinamigkeit; dieser Grundsatz wurde in Aosta beachtet, nicht jedoch in Südtirol. Die Bestimmung des Pariser Vertrages wurde verschieden interpretiert: Italien sieht in der Bestimmung Gleichberechtigung der beiden Sprachen in der zweisprachigen Ortsnamensgebung die Forderung nach einer flächendeckenden, ausnahmslosen Doppelnamigkeit, die Südtiroler und der österreichische Vertragspartner bejahen zwar die Doppelnamigkeit, aber nur in jenen Fällen, in denen eine geschichtliche Doppelnamigkeit wirklich besteht.

Die italienische Interpretation hat sich bis heute durchgesetzt und im Autonomiestatut von 1948 eine klare Formulierung bekommen (für Südtirol gilt: Zweisprachigkeit = Zweinamigkeit). Um jeden Zweifel auszuräumen, lautet ein Artikel: Die öffentlichen Verwaltungen der Provinz Bozen sind verpflichtet, gegenüber den Staatsbürgern deutscher Muttersprache auch die deutschen Namen zu ge-

brauchen, wenn ein Landesgesetz ihr Vorhandensein nachgewiesen und ihre lautliche und schriftliche Diktion festgelegt hat. Dieses Landesgesetz ist bis heute nicht geschaffen worden. – Aus verständlichen Gründen, da damit die von Tolomei und seinen Nachfolgern geschaffenen italienischen Namen endgültig anerkannt werden müßten; diese stehen nämlich nicht zur Debatte, es muß nur nachgewiesen werden, daß es deutsche Namen gibt, daß sie NEBEN den italienischen amtlich gebraucht werden können. Es ist verständlich, daß dieses Landesgesetz nicht geschaffen wurde; unverständlich ist aber, daß die Bestimmung von 1948 wortwörtlich in das neue Autonomiestatut, das sog. „Paket“, von 1972 übernommen wurde.

Die obengenannte Bestimmung wurde also durch das neue Autonomiestatut zementiert; die faschistischen Ministerialdekrete von 1923 und 1940 haben weiterhin Gültigkeit. Genaugenommen dürfte kein einziger nichtitalienischer Name amtlich gebraucht werden.

Wenn eine geographische Örtlichkeit keinen italienischen Namen hat, so existiert sie für den Gesetzgeber nicht. Damit sie aber existiert, müssen wir ihr einen italienischen Namen geben, einen konstruierten Namen à la Tolomei. So heißt dann diese Örtlichkeit und hat immer so geheißen; daß sie „auch“ einen deutschen Namen hat, müssen wir erst nachweisen. Solange sie keinen italienischen Namen hat, ist der Nachweis überflüssig, da die Örtlichkeit ja gar nicht existiert. Mit anderen Worten: Wir müssen für jene Örtlichkeiten, die Tolomei und seine Nachfolger noch nicht italienisch benannt haben, italienische Namen erfinden, damit wir nachweisen können, daß es deutsche Namen gibt.

Eine solche Denkmalschändung wird heute auch von einsichtigen Italienern abgelehnt. Im Koalitionsprogramm der Landesregierung (also auch von italienischen Parteien mitunterzeichnet) findet sich nun schon zum zweiten Mal die Forderung nach einem Gesetz, das den amtlichen Gebrauch der Ortsnamen regeln soll. Es sollten nur jene deutschen, ladinischen und italienischen Namen amtliche Gültigkeit erlangen, die in der Geschichte/oder im Brauchtum der drei Volksgruppen verwurzelt sind. Das ist allerdings eine recht vage Abgrenzung, aber immerhin distanziert sie sich von einer flächendeckenden, ausnahmslosen Doppelnamigkeit. Selbst gegen diesen Kompromiß laufen andere italienische Parteien, angeführt von der Alleanza Nazionale (AN), Sturm, denn sie halten sich eisern an das Autonomiestatut, welches ihnen recht gibt – die ausnahmslose Zweinamigkeit! Dennoch gibt die AN zu, daß die Verdrängung der deutschen Namen ein Unrecht war, doch heute wäre aus dem Unrecht ein Recht geworden. Südtirol sei heute ein zweisprachiges Land, und die italienische Volksgruppe habe ein Recht auf ihre in-

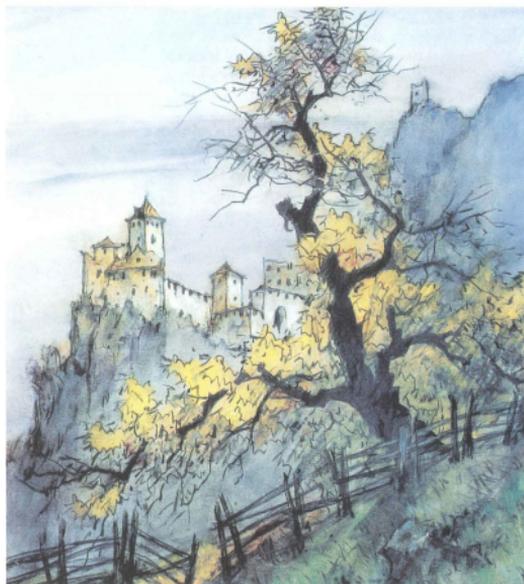
zwischen auch geschichtlich gewordenen Namen. Abgesehen davon, daß konstruierte Namen niemals geschichtlich gewachsene Namen werden können, muß man sich einmal grundsätzlich fragen: Sind die Bewohner der Provinz Bozen wirklich zweisprachig, und gibt es in diesem Gebiet eine italienische Volksgruppe? Wissenschaftlich gesehen, jedenfalls nicht. Es gibt in Südtirol eine ladinische Volksgruppe in einem geschlossenen Sied-



Burg Taufers

lungsgebiet, und Deutsch-Südtirol ist ein Teil, der in den italienischen Staatsraum hineinreicht und in dem in den vergangenen 75 Jahren auch Italiener ansässig wurden. Italiener aus allen Teilen des italienischen Sprachraumes. Es gibt und kann keine bodenständige italienische Sprachform in Südtirol geben, da die zugewanderten Italiener aus den verschiedensten italienischen Mundartgebieten gezwungen sind, die italienische Hochsprache zu sprechen. Das einzige, was sie verbindet, ist die Hochsprache, in Südtirol eine lingua non viva, wie der Triester Univ.-Prof. Giuseppe Francescato schreibt. Aus einer lingua non viva können keine Namen herauswachsen.

Seitdem 1967 die Vereinten Nationen den Mitgliedsstaaten empfohlen haben, nur die geschichtlich gewachsenen bodenständigen Namen AMTLICH zu verwenden, haben sich die Namenkarten vieler Staaten wesentlich geändert. Zum Teil sind jahrhundertalte Namen zugunsten der gewachsenen amtlich verschwunden, selbst in Gegenden, in denen die alten beispielsweise keltischen Idiome schon seit 100 und mehr Jahren nicht mehr gesprochen werden, gelten heute eben diese amtlich.



Die Trostburg.
Ölgemälde von
Rolf Regele

Anmerkung von Alexander Frh. v. Hohenbühl: Die Jugendgruppe des Südtiroler Burgeninstitutes organisierte diesen Vortrag, um auf ein noch immer nicht gelöstes Problem in der Denkmalpflege hinzuweisen, denn Namen sind Kulturgüter, die mindestens ebenso schützenswert sind wie unsere Burgen und Schlösser. Dieses Thema darf nicht politisch instrumentalisiert werden, denn es geht nicht – wie es oft interpretiert wird – um die „Wiederherstellung alter Rechte“ oder ähnliches, sondern lediglich um den Schutz des Kulturgutes, indem der gewachsene Name amtliche Gültigkeit erlangt. Ob die nationalistischen, erfundenen Namen Ettore Tolomei neben den gewachsenen deutschen und ladinischen Namen amtliche Gültigkeit behalten sollten oder nicht, dies ist das politische Problem. Der Schutz der gewachsenen Namen sollte auf alle Fälle nicht in Frage gestellt werden!

So entstand – abgesehen von wenigen gewachsenen Doppelnamen – gewachsene und bodenständige Einnamigkeit.

Südtirol stellt zumindest innerhalb von Europa ein einmaliges Beispiel dar: Nur bei uns wurden künstliche Namen, die von einer diktatorischen Regierung zum Zwecke der Entnationalisierung eingeführt worden waren, nach dem Sturz dieser Herrschaft auch vom demokratischen Staat anerkannt und festgeschrieben. In den deutschen Ostkantonen Belgiens, die während des Zweiten Weltkrieges zum Deutschen Reich gehörten, wurden nach 1945 als Reaktion auf die deutsche Besatzung französische (wallonische) Namen eingeführt; sie sind 1960 wieder verschwunden. Aber, was anderswo gilt, darf in Südtirol nicht gelten. Ein italienischer Kollege sagte mir einmal: „Wäre Südtirol eine deutsche Sprachinsel im Apennin, so wäre das eine Touristenattraktion. Da müßtet ihr nur die deutschen Namen verwenden! Aber Südtirol ist ein Teil des geschlossenen deutschen Sprachraumes, und das wollen viele Italiener nicht wahr sein lassen.“ Somit ist bei uns das Ganze ein Politikum, mit den italienischen Namen muß die Präsenz der Italiener in Südtirol unterstrichen werden.

Aus den Äußerungen mancher Italiener spricht zudem immer wieder die Sorge, daß ihnen ihre italienischen Namen genommen werden. Sie fürchten, daß mit umgekehrten Vorzeichen dasselbe passieren könnte, was in den zwanziger und dreißiger

Jahren tatsächlich passiert ist. Davon ist keine Rede. Spricht oder schreibt man italienisch, so wird man weiterhin die italienischen Namen verwenden (italienisch gewachsene Erfindungen von Tolomei und seinen Nachfolgern und jene, die noch entstehen werden). Im nichtamtlichen Bereich ist alles erlaubt, aber im amtlichen Bereich sollte nach dem Vorbild anderer Länder grundsätzlich Einnamigkeit bestehen.

Zur Praxis

Wie es sein sollte, zeigt ein Beispiel in der Schweiz: Im viersprachigen Gesetzbuch der Eidgenossen finden wir im deutschen Text Zürich, im französischen Zürich, im italienischen Zurigo und im rätoromanischen Turig, also vier geschichtlich gewachsene Namen, wobei der Rätoromanische der älteste ist, dennoch heißt Zürich amtlich nur Zürich. Genf/Ginevra heißt amtlich nur Gênéve.

In Südtirol wäre eine Prozentlösung sicher am geringsten, wobei wieder die Schweiz als Vorbild dienen könnte: Wenn die Minderheit 30% der Ortsbevölkerung ausmacht, kann ein Doppelname eingeführt werden, falls dies die Minderheit wünscht. (Ein Schlüssel von 15% gilt im deutsch-slowenischen Gebiet Kärntens.) Wenn man in Südtirol einen 10%-Schlüssel anwenden würde, gäbe es kaum mehr als 20 amtliche Doppelnamen; natürlich sollte die Mikrotoponomastik (Burgen-, Hof- und Flurnamen) wie im Elsaß und anderswo nur einnamig deutsch oder ladinisch sein. Auch bei den Burgennamen halte man sich nicht an das Statut, kritisiert Giorgio Holzmann von A. N. Gegen die Italianisierung der Burgennamen hat schon der staatliche Landeskonservator Nicolò Rasmo im Jahre 1954 gewettert. Nun hat die Kulturabteilung der Südtiroler Landesregierung einen zweisprachigen Museumsführer herausgegeben, sofort kam von Holzmann eine Anfrage; man hätte z. B. im italienischen Teil zwar den Dorfnamen Ehrenburg mit Casteldarne wiedergegeben, aber das Schloß Ehrenburg scheint als Castel Ehrenburg auf.

Man sieht also, daß es den italienischen Parteimandataren ernst ist. Die deutsche Kulturlandschaft muß ein italienisches Kleid bekommen – und so will es letztlich auch das Autonomiestatut. Jeder, der für die Wahrheit kämpft, wird als „ethnischer Säuberer“ verschrien.

Alpenverein, Schützenbund und Heimatpflegeverband planen, landesweit eine Unterschriftensammlung durchzuführen, mit der die Abschaffung der faschistischen Namen-Ministerialdekrete von 1923 und 1940 und die angeordnete Prozentlösung gefordert wird. Wenn es gelingen würde, etwa 60.000 Unterschriften zu sammeln, könnte man wahrscheinlich schon etwas bewegen.

Die Wohnlandschaft im Rahmen des Jugendstils

Der Innenraum als Gesamtkunstwerk des Jugendstils

Georg Hecht-Lucari

Zum Titel:

Im Rahmen und nicht des Jugendstils, weil innerhalb dieser Stilrichtung ganz unterschiedliche Strömungen sowie Geschmacksrichtungen feststellbar sind. Es fällt schwer, einen gemeinsamen Nenner zwischen J. Whistlers Pfauenzimmer (London, 1876), Peter Behrens' Haus Behrens (Darmstadt, 1901), dem Eßzimmer E. Valins aus der Gallé Werkstatt (Nancy 1903–1906), C.R. Mackintoshs Ingram Street- und Willow-Tea Room (Glasgow, ab 1900 bis 1910) und J. Hoffmanns Palais Stoclet (Brüssel/Wien 1905–1911) zu finden bzw. sie ein und demselben Stil zuzuordnen. Andererseits ist bei unterschiedlichen ästhetischen Kanons die Gesinnungsverwandtschaft der Schöpfer erkennbar. Verbindend sind der Wille zur Erneuerung sowie das Bestreben, den Innenraum zum Kunstwerk zu erben.

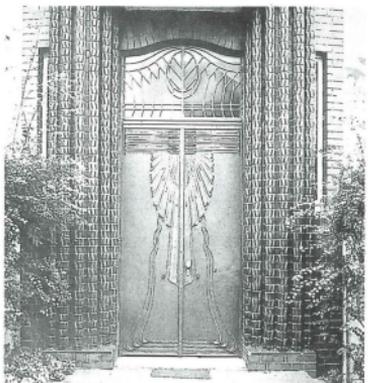
Wohnlandschaft und nicht Möbel, weil für den Jugendstil die gesamte, konsequent durchgestilte Raumausstattung und nicht das einzelne Möbel ausschlaggebend ist. Dies ganz im Sinne von William Morris (sein Arts & Crafts Mouvement) – Vordenker und Auslöser der Stilerneuerung, die später im deutschen Sprachraum Jugendstil genannt wurde.

Sein Leitfaden bestand aus dem kompromißlosen Postulat der Harmonie zwischen Architektur und Ausstattung der Räume, unter Beachtung der Bedürfnisse der Benützer. Wie sah die Realität aus? Der Bruch mit der Vergangenheit, besonders mit dem Historismus, war verbal radikaler als faktisch. Unter dem Einfluß der Präraffaeliten spielten anfänglich gotische Motive eine große Rolle. Erst nachdem der neue Stil über den Ärmelkanal nach Belgien und Frankreich kam, nahm das Florale überhand. Damit hält das Ornamentale, das Florale, die bewegte, undulierte und asymmetrische Linie Einzug auf dem Kontinent.

In der gar nicht so langen Zeitspanne zwischen W. Morris und den nachfolgenden Aposteln der Erneuerung, hauptsächlich der späte Otto Wagner, Olbrich und die schon erwähnten Mackintosh und Hoffmann, also zwischen dem militanten Jugendstil anfangs und dem Aufbruch in die Moderne, gab es viele divergierende Richtungen und Strömungen, nur partiell länderbedingt. Um die Jahrhundertwende erleben wir die ornamentüberladenen ar-



Josef Hoffmann, Palais Stoclet, 1905–1911, Brüssel
aus: Gabriele Fahr-Becker, Wiener Werkstätte, Köln 1994



Haus Behrens, Eingangportal, Darmstadt, 1901
aus: Ein Dokument Deutscher Kunst 1901–1976, Bd. 5, Darmstadt 1977

chitektonischen Formen in Brüssel, Paris, Budapest, München, Tallin, Hand in Hand mit entsprechenden Stilblüten bei der Möbelkunst seitens



Henry van de Velde, Schreibtisch, Gemälde von Ferdinand Hodler, Büro von Julius Meier-Graefe, um 1899
aus: Jean-Paul Bouillon, Der Jugendstil in Wort und Bild, Genf 1985

Otto Wagner, Wohnung Wagner, Döblergasse 4, Speisezimmer, 1912
aus: Paul Asenbaum e. a., Otto Wagner, Möbel und Innenräume, Salzburg 1984

Gallé, Majorelle, Riemerschneider, Gumard, Horta etc.

Zu den soeben erwähnten Wegbereitern der Moderne einige kurze Anmerkungen. Die Wiener Sezessionsgründung fand im Frühjahr 1879 statt, Olbrich war Gründungsmitglied, Hoffmanns Beitritt fand kurz danach statt, der Wagners erst 1899. Otto Wagner war nicht nur ein begnadeter Praktiker, sondern auch ein vielschreibender Theoretiker. Nach einer Historismus-Phase stellte er 1898 Interieurs aus, die durchweg „modern“ waren. Dabei vertrat er vehement die Meinung, ein Architekt habe ein Gebäude mit allen Einrichtungen im Alleingang zu gestalten, die Handwerker waren für ihn nur ausführendes Organ (damit befand er sich total in Antithese mit Loos!). Bei seinen Möbeln verzichtete er auf das historische Ornament, sie sind glatt,

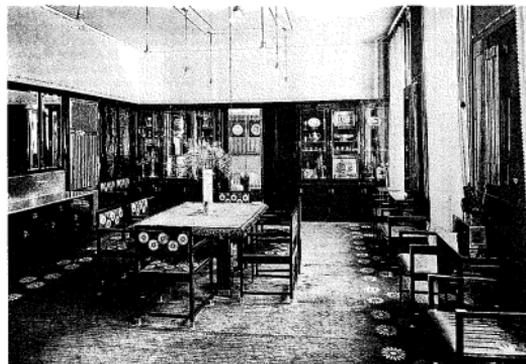
einfach und signalisieren tischlermäßige Handwerksfertigung. Sie brechen mit dem Sezessionsismus-Stil der Aufbruchzeit.

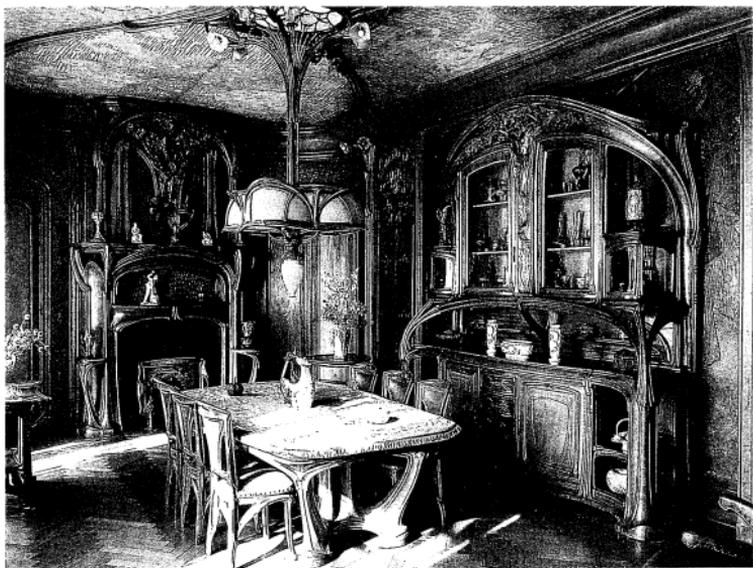
Olbrich, erst Hasenauers, dann Otto Wagners Schüler, mit dem Wesen eines „feuersprühenden Vulkans“ (O. Wagner), war dagegen ein typischer Exponent der Arts & Crafts Jünger, für die eine Optimierung von Gestaltung, Materialien, neuen Details und Kunsthandwerk bei jedem Bauprojekt an vorderster Stelle stand. Dadurch bekamen seine dekorativen Objekte oft einen semi-architektonischen Aspekt und seine Gebäude einen kunstgewerblichen Touch. Insgesamt verbindet Olbrich Elemente des Wiener Jugendstils mit denen der Englischen Landhauskultur, wie sie T. Ashbee und seine „The Guild & School of Handicraft“ propagierten.

„Herb und keusch ist die Stilart der jungen Schotten“, schreibt Berta Zuckerkannd über Mackintosh und seine Glasgower Mitstreiter, als sie mit ihren Werken 1900 in Wien (8. Ausst. der Sezession) in Berührung kommt. Bei der Pluralität der Stile innerhalb des Jugendstils hat keiner so kraß mit dessen Ursprüngen gebrochen wie die Glasgower, keiner so klar den Weg in die Moderne gebahnt wie Mackintosh.

In der älteren Literatur wird immer wieder behauptet, daß Hoffmann seinen Stil und die geometrische Strenge der Wiener Werkstätte unter dem Einfluß von Mackintosh entwickelt habe. Dies wird zitiert von Werner J. Schweiger (Wiener Werkstätte-Kunst und Handwerk-Wien, Brandstätter, 1982) negiert: Es gab Einflüsse von außen, besonders von Ashbee und Mackintosh, aber grundsätzlich haben die Wiener aus dem tagtäglichen Umgang mit den Werkmaterialien, besonders Eisen und Holz, sowie durch die enge Verbundenheit zu den Handwerkern ihren eigenen Stil gefunden und dann konsequent weiterentwickelt. Wie dem auch sei, reife Arbeiten der Schotten und der Wiener kann man leicht unterscheiden, deren einzelne Werke sind doch durch die unterschiedlichen Klimata, Temperature, Traditionen usw. bestimmend geprägt.

Der Japonismus, die Aufnahme fernöstlicher Ornamentmotive ohne der künstlerischen Wahrnehmung und Umsetzung der hintergründigen orientalischen Kulturtradition führte zu einem Kaleidoskop verschlungener Körper, Ranken, Blüten und Linien. Für die Schule von Nancy z. B. gab es als einzelnen Kanon „L'après nature“. Erst dem genialen E. van de Velde gelang es, geschlungene Linien und Funktion in ein harmonisches Ganzes zu verschmelzen: Für ihn gab es keinen Widerspruch zwischen Funktion und Dekor. Er betrachtete Ornamente als eine simple Verschönerung der Strukturelemente. Der Visionär Morris hatte gepredigt, daß als Reaktion auf die häßlichen maschinellen





Eugen Vallin,
Esszimmer, Nancy,
1903–1906
aus: Wendy Kaplan, *The
Art that is Life*, Boston
1987

Massenprodukte der industriellen Frühzeit von nun an alle Gebrauchsobjekte handlich hergestellt, geschmackvoll und billig sein sollten. Das Schöne im Alltag sollte das Volk erziehen. Diese Botschaft geriet bald in Vergessenheit, da die Strenge von Morris nicht mehr vorhanden war. Möbel und Kunsthandwerk wurden wie gesagt immer verschnörkelter, dabei teuer, und es fehlte meistens ein klares ästhetisches Konzept. Daraufhin wurden die Stimmen der führenden Theoretiker wie Koch, Muthesius und andere immer lauter. Sie wendeten sich gegen dieses Zuviel an Ornamentik und erkannten, daß man auf dem Weg der Dekadenz des Jugendstils angekommen war und daß das Angebotene nicht mehr dem Lebensstil des (damals) modernen Menschen entsprach.

In der Literatur wird diese Zäsur mit den drei großen Ausstellungen *Weltausstellung in Paris, 1900*, *Ein Dokument Deutscher Kunstausstellung der Künstlerkolonie Darmstadt, 1901*, und besonders mit der *Ausstellung für Moderne Dekorative Kunst in Turin, 1902*, in Verbindung gebracht. Ornamentale Übertreibungen waren unmodern, eine gewisse Askese war erwünscht. Vordenker war die Gruppe um C. R. Mackintosh aus dem kühlen Glasgow. Im Historismus hatte der „Horror vacui“ dominiert, das Überladene war schick. Von nun an wurden Möbel und Inneneinrichtungen mit geometrischen Formen versehen, teilweise spartanisch. Andererseits wurde alles aufeinander abgestimmt, Fenster und Türen, von der Türklinke bis zum

Leuchtkörper, vom Sessel bis zur Wandbekleidung inklusive Wandteppiche und Wandpaneele, vom Besteck bis zur Visitenkarte und sogar die Pfeife (van



Mackintosh, Diele,
Hill House, Helens-
burgh, Dunbar-
tonshire, 1902–1903
aus: Charles Rennie,
Mackintosh,
Köln 1995

Joseph Olbrich,
Schlafzimmer im
Alten Schloß
Gießen, 1906
aus: Ausstellungs-
katalog, Joseph M. Ol-
brich, Mathildenhöhe,
Darmstadt 1983



de Velde für Herrn Esche in Chemnitz!), und all dies in Einklang und Harmonie mit der Innen- sowie Außenarchitektur.

Nach der Turiner Ausstellung fand eine Zersplitterung der internationalen Jugendstilbewegung statt, zwischen der floralen und der geometrischen Richtung, mit einer Dominanz der Geschmacksrichtung von Glasgow und der Wiener Werkstätte. Gewisse Hybriderscheinungen waren vorprogrammiert und unvermeidlich: Ein gutes Beispiel dafür ist das Palais Stoclet in Brüssel.

Aus dem Gesagten ergibt sich zwangsweise, daß man nicht eine *einzige* Geschichte des Möbels in der Zeit des Jugendstils schreiben kann, sondern deren zwei, von denen die zweite die wichtigere wäre. Sie müßte sich mit der *Wirkung* des Möbels in dem für ihn vorgesehenen Ambiente befassen, auf keinen Fall mit dem Möbel losgelöst vom Raum/Gebäude selbst. Es gibt natürlich auch schöne solitaire Möbel, aber sie repräsentieren eine Minderheit und sind für die Kunstgeschichte dieser Zeit von untergeordneter Bedeutung. Außerhalb des für sie vorgesehenen Raumkontextes erscheinen viele Möbel dieses Stils als zu manieriert: Bei Betrachtung alter Fotos, wo sie in „ihrem“ Raum dargestellt sind, entfalten sie ihre volle Eleganz und ihre „Raison d'être“.

Das hier Gesagte über die Bedeutung der Räume für die Bewertung eines Mobilars betrifft eigentlich alle Epochen, so daß heute kein Möbelmuseum ohne Rekonstruktion zeit- und stilgerechter Räumlichkeiten auskommen kann.

Wie geschmackvoll waren diese Interieurs? Francis Haskell, in „Rediscoveries in Art. Some Aspects of Taste, Fashion ... London 1976“ betont die „vagaries of artistic taste“ und meint damit, daß jede Zeit ihren eigenen Geschmack entwickelt, der aber verträglich ist, um dann irgendwann wieder aufzutreten. Die Sezessionen in Berlin, Wien und München erzählen uns die Geschichte der Schwierigkeiten, die der Jugendstil durchlebte, um „akzeptiert“ zu werden, nicht anders als – etwas früher – der Impressionismus. Nur ist die heutige Rezeption des Impressionismus eine ganz andere als die des Jugendstils, mit Ausnahme einiger weniger wie Klimt, Schiele, Hodler und die Maler von Worpswede. Die Schwäche unseres Vergleiches liegt darin, daß es keine impressionistischen Möbel, kunsthandwerkliche Produkte oder Interieurs je gab. Andererseits, nach einer langen und globalen Negation des Jugendstils erzielen heute Tiffany-Lampen, Lique-Gläser und -Schmuck, Hoffmann- und Behrens-Objekte sowie Moser-, Wagner-, Gallé-Möbel Hoch- und Höchstpreise. Aus dem Innenraum als Kunstwerk sind isolierte Einzelstücke geblieben und sie finden nun ihre verdiente Bleibe in den ganz anderen Interieurs eines zu Ende gehenden Jahrhunderts, dessen Anfang sie mitgeprägt hatten.

Am Freitag, den 3. Oktober 1997 fand im Kloster Neustift bei Brixen die vom SBI organisierte Kurztagung über die Franzensfeste und die Festungen im Raum Sexten statt. Der Vorsitzende des Wissenschaftlichen Beirats, Arch. Hanns v. Klebelsberg, konnte eine erfreulich zahlreiche Teilnehmergruppe begrüßen und wies darauf hin, daß diese Veranstaltung im Rahmen des wissenschaftlichen Programms des Südtiroler Burgeninstituts stattfindet und auf ein wenig beachtetes Kapitel der Denkmalgeschichte aufmerksam mache, nämlich auf die Werke der österreichischen Befestigungskunst in Südtirol. Nach den Grußworten des Präsidenten des Südtiroler Burgeninstituts, Robert v. Fiorenschy, ging Ludwig W. Regele in seinem Referat auf die Geschichte der Franzensfeste ein (der Vortrag ist in diesem Heft abgedruckt). Architekt Albert Ortner aus Innichen sprach in seinem Lichtbildvortrag über die Festungsbauten im Pustertal, insbesondere über das Sperrfort Mitterberg (1578 m. ü. d. M.), das in gutem Erhaltungszustand ist, aber vor einiger Zeit fast abgebrochen worden wäre, um die Steine für die

Wildbachverbauung zu verwenden. Heute wäre die Errichtung eines Museums über die Ereignisse der Jahre 1915–1918 mehr als angebracht.

Nach einer Besichtigung des berühmten Bibliothekssaales von Neustift mit seinen wertvollen Handschriften unter der Führung von Bibliothekar Pater Martin Peintner und einem Mittagessen im Stift fuhren die Teilnehmer mit dem Bus in die nahe Franzensfeste. Der mit der Organisation des Festungsbesuches (es gab eine genaue Liste, Personalausweis war erforderlich) beauftragte Peter von Hellberg bedankte sich beim derzeitigen Kommandanten der Festung, einem Hauptmann der Alpinitruppen, für die Möglichkeit des Besuchs in diesem militärischen Sperrbezirk. Der Kommandant ging kurz auf die Geschichte der Festung ein, um dann die Teilnehmer durch die wichtigsten Bereiche zu führen. Besonders beeindruckte in dem zyklischen Werk der monumentale, an das Innere einer Pyramide erinnernde Treppenaufgang zum oberen Festungsteil mit seinen 433 (!) Stufen. Die Teilnehmer benützten allerdings den

bequemeren Weg im Freien über Straße und Zuggeleise, um das Oberwerk zu erreichen. Es gab wohl niemanden, der nicht von dem Ausmaß und der Qualität dieses Festungsbaues beeindruckt war.



Die Seminarteilnehmer durchschreiten das Hauptportal. Die lateinische Inschrift erinnert an die Kaiser Franz II. und Ferdinand I.; der Kaiseradler über dem Tor wurde 1918 entfernt.

Mit einer Jause im Stiftskeller endete dieser aufschluß- und ergebnisreiche Tag, dessen Höhepunkt ohne Zweifel der Festungsbesuch war.

Südtiroler Burgeninstitut

Reise des ÖBV nach Santiago de Compostela

Es war eine kleine, aber sehr homogene Gruppe, die sich auf den Weg gemacht hat nach Santiago de Compostela. Ein Weg, der sich durch Jahrhunderte tief eingegraben hat in die Gläubigkeit von Generationen in ihrer Suche nach Gnade und gesichertem Paradies. Mühen und Risiko von unvorstellbarem Ausmaß haben nicht davon abgehalten, den Weg zu wagen, der einen Himmel verspricht.

Heute, nach mehr als tausend Jahren wechselvoller Wallfahrts-geschichte, lebt der „Camino“ noch immer und wieder. Freilich vielfach eingehüllt und oft bis zur Unkenntlichkeit verformt von Strömungen, die in unseren Tagen das große Gewicht haben: Tourismus und Sport.

Dennoch, es ist ein wichtiger Einsatz überwiegend junger Menschen, die das Bild der heutigen Jugend wert-

voll ergänzen und dazu beitragen, daß ein zutiefst abendländisches Geschehen durchhalten kann im Wandel der Zeit.



Dieser Ur-Weg opferbereiter Pilger wurde zu einer Leuchtspur sakraler

Kunst, die mit der Unterbrechung der Wallfahrt im 16. Jahrhundert wie ein Museum von ungeahnten Ausmaßen stehengeblieben ist.

In Pamplona sind wir eingetreten. Der ganz eigene Reiz der Stadt liegt nicht zuletzt in den großflächigen Glasveranden der Häuser, ein Bild, das uns die ganze Reise begleiten wird. Unvergessen das Hochgrab in der Kathedrale. Es gehört zum edelsten dieser Art weithin.

Die Fortsetzung der Reise sei nur angedeutet:

Das Kloster Leyre – Einsamkeit, Lage und das Hohe Lied der Romanik.

Dann das unvorstellbare Kirchenportal in Sangüesa. La Oliva in der Abendsonne, herb die Enthaltsamkeit der Kirche, der Kreuzgang kennt die Freude des Lebens.

San Miguel in Estella, Nordfassade, Harfen- und Lautenspieler

In der Einsamkeit hat die Kirche von Eunate ihr Geheimnis bewahrt. Ringsum ein Ring von Säulen behütet es.



San Miguel de Escalada, 10. Jahrhundert

Uralte Brücken vermitteln den Weg. Stiegen wie zu den Kirchen in Estrela suchen ihresgleichen.

Romanische Kirchenportale, die treuen Begleiter der Reise, wetteifern miteinander.

Reliquie und Legende haben Musik. So sind auch Hahn und Henne in der Kirche von Santo Domingo de la Calzada lebendig geblieben.

Burgos spricht für sich selbst, aber der Vierungsturm der Kathedrale muß genannt werden.

Im Kloster Las Huelgas der Kreuzgang Rosen, umgeben von romanischen Kapitellen. Welche dieser Blüten sind schöner?

Zweigeschossig der romanische Kreuzgang in Santo Domingo de Silos. Er übertrifft einfach alles. Auch hier ein Fußboden mit der Ornamentik aus kleinsten Steinen. Dann die späte Abendstimmung an der westgotischen Eremitage, wie ein Zauber.

Wer makellose Romanik sehen will, fahre nach Fromista.

Und wer Unerwartetes liebt, versäume nicht die Grablege der Kirche Santa Maria la Blanca in Villalcazar de Sirga.

Absolute Reinheit der Formen zeigt die mozarabische Architektur der Kirche von San Miguel de Escalada – ein Unikat.

Leon, das sind die Glasfenster der Kathedrale, die Fassade von San Marcos, die Grablege in San Isidoro

mit Deckenmalereien zum Verlieben.

Die Landschaft, bisher herb und trocken, wird nun immer grüner. Schön wäre es gewesen, das einsame Pilgersträßlein über den Paß nach Ponferrada ein Stück zu Fuß zu gehen. Gewitter haben es verhindert.

Ab hier konzentrieren sich die Gedanken auf Santiago.

In Puertomarín wird man noch einmal abgelenkt. Die romanische Kirche wie eine Festung, umgeben vom Raunen der Arkaden.

Dann – endlich die Silhouette des Heiligtums. Ein spontanes Klatschen begrüßt das Ziel der Reise: Santiago de Compostela – großwürdige Kathedrale inmitten einer wertvollen Stadt.

Jahrhunderte haben Menschen Leben und Gesundheit eingesetzt, um hierherzukommen. Für uns war es bequemer. Aber einen Hauch uralter Glaubensfreude kann auch heute noch jeder finden, der sich offengehalten hat für den Traum der Seele – und ihren Gesang. Dr. B. v. Liphart

BERICHT

Generalversammlung des ÖBV in Kärnten

vom 10. bis 12. Oktober 1997

Nach der Eröffnung und Begrüßung durch Präsident Dr. Bernhard von Liphart folgt das Gedenken an die verstorbenen Mitglieder:

Otto Graf von ABENSPERG und TRAUEN, Sita von BOHLEN und HALBACH, Christa EDER, Grete HANKE, Dipl.-Ing. Wilfried PROKSCH, Helmut SIMON, Prinz Franz von THURN und TAXIS.

Sita von Bohlen und Halbacht hat dem Verein ein Legat von ÖS 20.000 vermacht, welches der Verein mit Dankbarkeit annimmt.

Tätigkeitsbericht des Präsidenten:

Herausragendstes Ereignis ist, daß es nach langjährigen Bemühungen gelungen ist, das Sekretariat in Wien zu installieren. Dies verdankt der Verein der großzügigen Initiative von Gräfin Sissi Grundemann, die einen Raum ihrer repräsentativen Wohnung in Wien 1, Gonzagagasse 9, dem Verein unentgeltlich als Se-

ekretariat zur Verfügung stellt. Der Verein darf auch andere Räume der Wohnung für Konferenzzwecke nutzen. Gräfin Grundemann wird als neues Vorstandsmitglied ihr schon bei den Museumsfreunden bewährtes Organisationstalent auch dem Burgenverein zur Verfügung stellen.

Anschließend wurde über die Veranstaltungen 1997 berichtet.

Auslandsagenden:

Gräfin Gabrielle Seefried berichtet über die Vereinskontakte mit den internationalen Organisationen „Union of European Historic Houses“ und „Europa Nostra“. Auf Grund besonderer Umstände wird Präsident Dr. Liphart die Kontakte zu „Union of European Historic Houses“ selbst übernehmen.

Finanzbericht:

Der Schatzmeister Graf Martin Gudenus erstattet den Finanzbericht

und weist darauf hin, daß sich die finanzielle Situation des Vereines verbessert hat.

Der Rechnungsprüfer Dr. Johannes Drexler erstattet den Prüfbericht und stellt die Ordnungsmäßigkeit der Gebarung fest. Dem Vorstand wird ohne Gegenstimme die Entlastung erteilt.

Satzungsänderungen:

Der Präsident berichtet, daß eine Überarbeitung der Satzungen vorbereitet wird, aber noch nicht abgeschlossen werden konnte. Vorab soll aber bereits der § 2 der Satzung wie folgt ergänzt werden: „Die Tätigkeit des Vereines ist gemeinnützig.“ Diese Ergänzung wird ohne Gegenstimme beschlossen.

Neuwahlen:

Der Vorstand wird neu gewählt. Der Präsident erläutert eingehend den Wahlvorschlag.

Gewürdigt und bedankt werden die Leistungen der scheidenden Vorstandsmitglieder: Präs. Dr. Gerhard Sailer, Gräfin Francesca Pilati, Gräfin Gabrielle Schallenberg und Prinz Franz Geza von Liechtenstein.

Ein besonderer Dank und Applaus geht an Aglaé von Löw-Baselli, die zwölf Jahre das Sekretariat mit großem Einsatz geführt hat. Sehr bedankt wurde auch Graf Martin Gudenus, der durch 16 Jahre die Finanzen des Vereines gelenkt hat. Größte Anerkennung auch für Hofrat Dr. Gerhard Lückner, Rechnungsprüfer seit Bestand des Vereines.

Anschließend wird über den Wahlvorschlag abgestimmt und dieser ohne Gegenstimme angenommen.

Neuer Vorstand:

Dr. Bernhard von Liphart, Präsident
Gabrielle Gräfin Seefried, Vizepräsident

Elisabeth Gräfin Grundemann, Geschäftsführung

Georg von Stradiot, Schriftführer
Angela von Straub, Schriftführer-Stellvertreter

Dr. Martin Eder, Schatzmeister
Dr. Peter Freiherr von Czedit-Eysenberg, Schatzmeister-Stellvertreter
Delegaten:

Burgenland: Dr. Karl Graf Draskovich

Kärnten: Dr. Claudia von Fräss-Ehrfeld

Nördliches Niederösterreich: Mag. Martin Graf Gudenus

Südliches Niederösterreich: Ernst Graf Hoyos

Oberösterreich: Aglaé von Löw-Baselli

Steiermark: Alexander Graf Kottulinsky

Vorarlberg: Franz Josef Graf Waldburg-Zeil

Wien: Dr. Peter Freiherr von Czedit-Eysenberg

Dr. Bettina Nezval, Schriftleiter der ARX

Mag. Thomas Lugmaier, Leiter der Jugendgruppe

Annette Ahrens, Vertreterin der Jugendgruppe

Franz Albrecht Metternich-Sandor Herzog von Ratibor, Wolfgang Graf Schallenberg, Nikolaus Prinz Schönburg-Hartenstein. Dr. Johannes Drexler, Dr. Max Baron Allmayer-Beck, Rechnungsprüfer.

Der Präsident dankt für das entgegengebrachte Vertrauen.

Allfälliges:

Mit dem Dank an die Erschienenen und an die Landesdelegatin für Kärnten, Dr. Claudia von Fräss-Ehrfeld, und an Graf und Gräfin Leopold Goess schließt der Präsident die Generalversammlung 1997.

Angela Straub

Rahmenprogramm

Auch dieses Jahr erfreute das Rahmenprogramm zur Generalversammlung des Österreichischen Burgenvereines die zahlreich erschienenen Teilnehmer. Wir wurden von unserer Landesdelegatin, Dr. Claudia von Fräss-Ehrfeld, mit geschichtlichen Daten und Fakten über die historischen Zusammenhänge im Land Kärnten ausführlich informiert. Unter dem Motto „Die junge Generation von Schloßherren“ wurde uns deren Engagement auf der Suche nach neuen Wegen zu finanziell interessanten Möglichkeiten der Erhaltung des kulturellen Erbes vorgestellt.

Der junge und vielseitig tätige Benediktinerpater Gerfried erläuterte die reiche Sammlung an Kostbarkeiten des Stiftes St. Paul. Die Ausstellung wurde bereits am Computer zusammengestellt.



Das vom Verfall bedrohte Schloß Wolfsberg wurde in nur drei Jahren von Graf und Gräfin Andreas Henckel-Donnersmark von Grund auf renoviert. Die tiefgreifenden Umbauten des Schlosses erfolgten in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Die neugotischen Räume im „Tudorstil“ können nun für verschiedene Anlässe gemietet werden. Wir genossen ein herrliches Mittagessen.

Schloß Wolfsberg

Bemerkenswert in Schloß Bleiburg sind die spätbarocken Tapeten. Nach Renovierungsarbeiten eines Teils der Räume können Graf und Gräfin Thurn-Valsassina mit ihrer Familie nun auch im Winter das Schloß bewohnen.

Am Ganderhof wurden wir bei Sonnenuntergang von unserer Landesdelegatin nicht nur mit kulinarischen Köstlichkeiten verwöhnt, sondern auch mit Heimatliedern, vorgetragen vom Veldener Männer-Chor, willkommen geheißen. Der sonnig-warme Herbsttag fand noch einen stimmungsvollen, gemütlichen Ausklang. Vielen Dank, liebe Claudia und allen unseren liebenswerten Gastgebern!

B. N.

Anschlußzwang an Abwasseranlagen oder biologische Kläranlagen

BERICHT

Weinviertel – Grenzlandschaft Europas

Das Niederungsgebiet, in dem die Alpen im Osten auslaufen, stellt in mehrfacher Hinsicht eine besondere Region dar. Der innerhalb der Flusse March und Thaya gelegene Teil nördlich der Donau ist als Weinvier-

tel von alters her Kernland von Österreich.

Hier lassen sich an die 100 Burgen nachweisen, die im 13. Jahrhundert nach staufischem Modell errichtet wurden, in deren Mittelpunkt der Umgang mit dem Wasser stand. Die Landschaft war, obwohl sie damals

und noch heute zu den trockensten Gebieten Europas zählt, geprägt durch künstlich angelegte stehende Gewässer.

Die Erbauung der Burgen war keinen Sachzwängen bzw. geistigen Zwängen unterworfen. Entscheidend war die Lage, der Standort;

Gedanken zum Symposium „Das Weinviertel vor dem Ruin? Wasser als Maßstab des Landes“ vom 26. Oktober 1997 auf Schloß Hagenberg in Niederösterreich.

Kennzeichen der Anlagen waren die quadratisch angelegten Wassergräben. Die Vorgabe, mit Wasser ökonomisch umzugehen, es möglichst hoch an der Oberfläche zurückzuhalten, hat sich mehrfach gelohnt: Mag auch die einstige Machtstellung, ihre kulturelle und schöpferische Ausstrahlung in Vergessenheit geraten sein: Unsere Schlösser markieren mit ihrem eigenständigen Umfeld, den Gärten und Gärten immer noch ein eigenes ökologisches System!

Niemand scheint sich ernstlich Gedanken darüber zu machen, warum die Burgen gerade an jenen Stellen aufgerichtet wurden, an denen sie stehen. Der Gesichtspunkt einer ökologischen Nische wurde zusammen mit dem Wasser schon lange verdrängt. Schloßgräben wurden eingebettet, Brunnen verschüttet, Bäche begradigt, der dem Wasser vorherbestimmte Raum in jeder Weise eingeeignet, um das Gespenst des Hochwassers ein für allemal aus der Welt zu schaffen: Als Ergebnis bleibt eine vergewaltigte Landschaft, geprägt durch das Fehlen des Wassers.

Das Kanalgesez

Natürlich ist die öffentliche Hand gemäß ihres Auftrages schon länger bemüht, diese Probleme in den Griff zu bekommen. Diese Lösungen freilich unterstehen Sachzwängen: Wasser ist entweder Trinkwasser oder aber Transportmittel für Verunreinigungen, das möglichst schnell, effizient und möglichst weit entfernt entsorgt werden soll.

Heute wird der Anschluß sämtlicher Gebäude an eine öffentliche Kanalisation vorgeschrieben. Anschluß- und Benutzungsgebühren richten sich nicht nach dem wirklichen, sondern nach dem theoretisch möglichen Verbrauch von Wasser, der durch Grundfläche und Anzahl der Stockwerke bestimmt wird.

Der ortsgewundene Verbrauch des Wassers konnte den Wasserhaushalt niemals gefährden. Die Eigenständigkeit des Ortes, seine ökologischen Eigenheiten, die vorhandenen Teiche und die Gräben als Wasserrückhalte- und Reinigungsbereich, ihre Unüberwindbarkeit und Tiefe finden offiziell keinerlei Verständnis.

Der über zweihundertjährige Verdrängungsprozeß des Wassers aus der Region, der zu Überlebenspro-

blemen der Landschaft geführt hat, tritt nunmehr in seine entscheidende Phase. Die Erleichterung der letzten Novellierung, den Kellerbereich nicht mit einzubeziehen, paßt in dieses Konzept. Denn es heißt ja nur, daß sich die Bewohner gebührenfrei in ihre unterirdischen Bereiche zurückziehen können – genau so, wie dies in allen Notzeiten, die über diese Region hereinbrachen, gewesen war.

Schlösser in Abhängigkeit von Gemeinden

Freilich enthält das Gesetz auch eine Bestimmung, welche offensichtliche Härtefälle vermeiden möchte. Aber gerade sie hat den gegenteiligen Effekt. Denn ihre Anwendung sowie die Einschätzung einer möglichen Nutzung des Schlosses fällt in die Kompetenz der Gemeinde.

Das Kanalgesez läuft somit auf eine Ersetzung kultureller Anliegen durch Gemeindepolitik, auf eine Entwertung, ja Enteignung der Schlösser hinaus.

Zentrale Großanlagen

Vorrangig besteht der Nutzen von Schlössern für die Allgemeinheit in der Finanzierung von Großkläranlagen und ihren Zubringerkanälen in den ländlichen Gemeinden, mit denen die ganze Region von oben versorgt ist. Das Wasser wird Transportmittel, um Verunreinigungen in kilometerlangen Gräben den zentralen Entsorgungsstätten zuzuführen, mit Industrierwässern vermischt und damit als Klärschlamm unbrauchbar gemacht zu werden. In gigantischen Erdbewegungen zu Lasten der Allgemeinheit wird das ökologische Gleichgewicht, der örtliche Kreislauf des Wassers zerstört.

Widerstand

Dabei gibt es kaum eine Region mit einer Vielfalt von Standorten, in denen Kultur und Ökologie inniger verbunden sind. Im Schloß Hagenberg ist zwar der einstige Glanz nur mehr in Spuren aufzufinden, die Struktur jedoch ist in vollem Umfang erhalten: der rechteckige Graben um den Kubus inmitten seiner vier Bastionen, über den eine Steinbrücke führt, eine vandalisierte Muschelgrotte, in der man das Fließen des Wassers zelebrierte und die noch immer Kräfte aus der Erde aus-

strahlt. Fast drei Viertel der Grundfläche sind somit dem Wasser vorbehalten. Seine ungebrochene Faszination machte es vor dreißig Jahren zum Treffpunkt von Künstlern, die inzwischen internationale Bedeutung erlangt haben. Vor elf Jahren vom jetzigen Eigentümer erstanden, führte ein Einspruch gegen die Verhauung des Schloßareals zu einer anonymen Anzeige gegen die Abwasserversorgung, in deren Folge eine Kleinkläranlage für das Schloß bewilligt wurde. Der Auftrag der Bezirkshauptmannschaft lautete, „... eine Pilotanlage zur Veranschaulichung der naturnahen Abwasserreinigung zu errichten. Bei Seminaren und Veranstaltungen kann so anschaulich die Funktion und Wirkungsweise einer derartigen Anlage gezeigt werden.“

Damit bildet die Anlage den entscheidenden Schritt der Wiederbelebung eines auf der Wasserrückhaltung beruhenden landschaftlichen und kulturellen Kleindors der Region. Der Pferdefuß dabei – der Bescheid ist auf drei Jahre befristet.

Deshalb geht es vordergründig darum, die Sinnhaftigkeit der Anlage zu beweisen, und dafür auch jene Schlösser zu gewinnen, die sich mit den Gemeinden arrangieren. Wenn sie sich unseren Anliegen stellen, wird über kurz oder lang diese Abwasserpolitik des Landes zum Scheitern verurteilt sein, für die sie ansonsten mitverantwortlich zeichnen.*

Schlösser als Umweltmodell

Die Zukunft gehört der Umwelt. Gerade in den Schlössern wird jenes Regelmäßige als Beziehung greifbar, welches Mensch und Natur verband. Hier läßt sich zeigen, in welchem Ausmaß Wasser für unser Leben bestimmender wird, je mehr es für die Experten zum bloßen Schmutzträger verkommt. Wir wollen die Klärung des Wassers an diesem Ort als Symbol verstehen:

Wir sind gegen die großflächigen Wasserentnahmen, welche ganze Landschaften leerpumpen. Wir verlangen öffentliche Maßnahmen zur Rückhaltung des Wassers, die zielführend sind und die unsere Schlösser einbinden. Wir können mit unseren Standorten die Verantwortung für unser Trink- und Abwasser übernehmen, aus dem Bewußtsein, den

* Als warnendes Beispiel einer verfehlten Schlösserpolitik ist auf die Dachsteuer des österreichischen Kaiserstaates der Aufklärungszeit hinzuweisen, mit der die Kriege gegen Napoleon finanziert wurden, die aber auch die schönsten unserer Hochburgen als Ruinen hinterließ – nunmehr also sind die Niederschlosser an der Reihe.

eigentlichen Wert des Landes zu erkennen und mit unseren Schloßanlagen zu hüten – aus einem erneuten Verantwortungsgefühl gegenüber einer in vieler Hinsicht vergewaltigten Natur.

Unser Symposium hat aufgezeigt, daß sich eine breite Stimmung in der Bevölkerung gegen die Abwasserpolitik des Landes entwickelt, die gerade in den Schlössern konkretisiert werden kann. Wir werden die

öffentliche Unterstützung finden, wenn es uns gelingt, unsere Ansichten ohne Überheblichkeit und Pathos vor unseren Mitbürgern zu vertreten.

Horst von Wächter

Das Haus der Fasnacht in Imst (Tirol)

DENKMALPFLEGE

Zu den markantesten Gebäuden der Imster Oberstadt zählt der sogenannte „alte Widum“, ein westlich der mittelalterlichen Pfarrkirche gelegener Einhof, der eine reiche, barocke Fassadenbemalung aufweist und im Kern (Kellergeschoß) noch aus der Romanik stammt. Möglicherweise – archaische Nachforschungen erbrachten bislang keinen schlüssigen Beweis – handelt es sich bei dem Objekt tatsächlich um das alte Pfarrhaus, das erst anlässlich der Errichtung des barocken Neubaues im Jahre 1735 seine ursprüngliche Funktion verlor und in Privatbesitz gelangte. 1995 wurde das zuletzt sehr desolat gewesene Anwesen auf Initiative der Imster Kulturreferentin Maria Gamper von der Stadtgemeinde erworben und als zukünftiger Sitz der überregional bedeutenden örtlichen Fasnacht gewidmet. Bisher wurden von der Stadtgemeinde 3,5 Millionen Schilling in das Bauvorhaben investiert, 600.000 Schilling gewährte die Kulturabteilung des Landes als Subvention. Positiv auf die Baukosten wirkte sich der hohe Anteil an Eigenleistung der Fasnachter aus, die, aus allen Berufsgruppen stammend, zahllose Stunden für ihr Haus im Einsatz waren. Die Kosten für die Außenrestaurierung des Objektes (1,25 Millionen Schilling) hat dankenswerterweise die Messerschmitt-Stiftung übernommen, die damit einen großen Beitrag zur Erhaltung dieses für das kulturelle Leben der Gemeinde wichtigen, geschichtlich und künstlerisch gleichermaßen bedeutsamen Hauses geleistet hat.

Der querteilige Einhof mit rückseitig an das Wohngebäude angebautem Wirtschaftstrakt, ist ein über rechteckigem Grundriß errichteter zweigeschossiger gemauerter Bau mit Krüppelwalmdach und wird westseitig in der Mittelachse durch einen durchlaufenden Mittelflur erschlossen. Die regelmäßig gegliederte Fassade des Hauses weist giebelseitig fünf, traufseitig jeweils drei Fensterachsen auf und wird durch eine rei-

che, in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts zu datierende Architekturmalerei optisch gegliedert. Die Gebäudekanten werden durch marmorierte Eckpilaster hervorgehoben, Portal- und Fensteröffnungen durch volumenförmig endigende Pilaster gerahmt und durch ein verkröpftes, im Sturzbereich zurückschwingendes und mit einem Medaillon in der Mitte versehenes Gebälk abgeschlossen. Den unteren Abschluß der Fensterrahmung bildet ein profiliertes Brüstungsgeis, von dem Rosenfestons herabhängen. Das Eingangsportale krönern zusätzlich zwei mit Blütenbouquets versehene Ziervasen und die Darstellung einer bekleideten Gnadenmadonna.

Die Planung der notwendigen Adaptierungs- und Umbaumaßnahmen lag in den Händen von Dipl.-Ing. Dietmar Ewerz, einem jungen, aus Imst gebürtigen, derzeit in Graz tätigen Architekten, der die Planung mit viel Einfühlungsvermögen und großer Sensibilität gegenüber der historischen Bausubstanz durchgeführt hat. Die bauliche Sanierung des Objektes konnte 1995 mit der Sanierung und Neueindeckung des Dachstuhles mit Biberschwanzziegeln in Angriff genommen werden. 1996 wurden das Mauerwerk durch die Anlage eines Drainagegrabens trockengelegt und teilweise unterfangen, der schadhafte Verputz im Sockelbereich abgeschlagen und die Fenster nach altem Vorbild (gemalte Scheinfenster) als zweiflügelige Holzverbundfenster mit Kämpfer und Bleitrententeilung rekonstruiert. Die Maßnahmen im Inneren des Gebäudes betrafen die Sanierung und teilweise Erneuerung der Decken und die Aufbringung eines denkmalgerechten Kalkputzes. 1997 wurde die Fassade im Sockelbereich neu verputzt und befundgemäß mit Kalk getüncht, die Architekturmalerei mußte teilweise rekonstruiert und im Fehlstellenbereich zur Erhöhung der Lesbarkeit durch Retuschen geschlossen werden. Die weiteren, im vergangenen Jahr durchge-



fürten Maßnahmen betrafen die Verlegung eines Riesenbodens und die Neufärbung der Innenräume mit Kalkfarbe. Die Adaptierung und der in zeitgemäßer Form geplante, funktionellen und ästhetischen Anforderungen gleichermaßen Rechnung tragende Ausbau des ehemaligen Wirtschaftstraktes ist für 1998 vorgesehen.

Nach dem vorliegenden Museumskonzept soll das „Haus der Fasnacht“ ein Ort werden, an dem das Faschnachtsbrauchtum auf zeitgemäße Weise in seiner lebendigen Vielfalt dargestellt und durch den Einsatz moderner Medien dem Besucher vermittelt wird. Während das ursprüngliche Wohnhaus als Archiv und Versammlungsort der Fasnachter adaptiert wird, ist der ehemalige Wirtschaftstrakt dem eigentlichen Museum vorbehalten. Das Museum soll in erster Linie das Imster Schemenlaufen unter Berücksichtigung der verschiedensten Aspekte präsentieren, zugleich aber auch Platz für temporäre Ausstellungen über andere Faschnachtsbräuche im alpinen Raum und themenbezogene Veranstaltungen bieten. Dadurch könnte das Haus zu einer zentralen, im Herzen der Alpen gelegenen Begegnungsstätte für alpines Brauchtum werden und durch die Vermittlung der kulturellen Vielfalt des Alpenraumes viel zur gegenseitigen Verständigung beitragen.

Reinhold Rampold

Faschnachtshaus,
Zustand 1998 nach
der Restaurierung

Denkmalschutz auf neuen Wegen?

Drei neue Bücher zu Theorie und Praxis

Schutz und Pflege des historischen Erbes sind mit der sozioökonomischen Entwicklung eng verflochten. Geht diese Korrelation von Dynamischem und Ruhendem stets zu Lasten des letzteren? Zu den dynamischen Kräften zählt die Bauwirtschaft. Zwischen der Pflege des baulichen Erbes und dem allgemeinen Baugeschehen besteht zwar manchmal nur eine lockere Verbindung, die beiden sind aber nicht zu entkoppeln. Diese prinzipielle Feststellung gilt für fast alle Kategorien von Baudenkmalen, wobei nach heutiger Auffassung nicht nur einzelne Gebäude, sondern auch ganze Gebäudekomplexe und städtebauliche Anlagen wie Häuserblöcke, Stadtviertel, Dörfer, ganze Städte und sogar benachbarte Städte zum kulturellen Erbe zählen, wie die von der UNESCO erarbeitete Liste des Weltkulturerbes belegt. Die kritische Beschäftigung mit dem Bauen, welches, wie viele andere Bereiche menschlicher Tätigkeit, in unseren Tagen oft durch strikte Verneinung von Erfahrung und hemmungslosen Verbrauch von Material- und Energievorräten charakterisiert ist, wirft viele Fragen auf. Von Vandalismus und Zerstörung sind neben Einzelbauwerken, rein baulichen Ensembles oft auch ganze Orte und Landschaften betroffen, bei denen ein „empfindliches Mit- und Ineinander von Natur und Kunst“ (Norbert Huse) besteht. Gegenwart und Geschichte sind heute mit der auch durch die rasante technische Entwicklung provozierten „Verknapung von Zeit“ (Hermann Lübbe) verschränkt wie nie zuvor. Welche Beiträge dürfen in dieser Situation von Denkmalschutz und Denkmalpflege erwartet werden?

Tragfähige Perspektiven lassen sich nicht in einsamen Nacht- und Nebelentscheidungen erzwingen. Für und Wider müssen im strukturierten Planungsprozess aus verschiedenen Blickwinkeln sorgfältig abgewogen werden. Der Blickwinkel der Denkmalpflege muß auf die Probleme von Ensembles, historische Kulturlandschaften und Denkmallandschaften erweitert werden. Auf diese und andere von der Gegenwart gestellte Forderungen verweist Norbert

Huse in einem Essayband „Unbequeme Baudenkmale: Entsorgen? Schützen? Pflegen?“ Huse provoziert, sensibilisiert den Blick der Denkmalpflege auf Orte und Bauten aus der jüngeren Geschichte und plädiert für Sicherung und Pflege „schwieriger Erbschaften“ und spricht sich gegen jede Verdrängung aus. Sein Plädoyer für die Erweiterung des Betrachtungshorizonts, vom Einzelobjekt hin zur Landschaft, impliziert das Eintreten in einen konstruktiven Dialog mit Natur- und Umweltschutz: „Einer ideenreichen Denkmalpflege müßte es gelingen, die unvermeidlichen Konflikte produktiv werden zu lassen.“ Hier sind Denkmalpfleger aufgefordert, in Zusammenarbeit mit Raumplanung und Städtebau Ziele zu formulieren und Methoden samt Indikatoren zu entwickeln. Freilich muß dafür das Begriffsinstrumentarium erweitert und mit dem anderer Wissenschaften abgeglichen werden. Als exemplarisch sieht Huse die Kombination von Bauen, Planen und Umweltschutz im weiteren Sinn des Wortes bei der internationalen Bauausstellung Emscher Park im nördlichen Ruhrgebiet an. Die Industrialisierung ist hier – wie auch in vielen anderen Teilen Europas – noch Realität und doch bereits Geschichte. Die sinnvolle Umwandlung von Industrie- und Zechenbrachen in Verbindung mit ökologischer und sozialer Erneuerung hat sich die 1989 gegründete Internationale Bauausstellung Emscher Park als Zehnjahresprogramm vorgenommen. Die in dieses Konsortium eingebundenen Verantwortungsträger – Politiker, Beamte und Unternehmensleitungen – sind sich einig, daß der Erhaltung von Industrieanlagen wie Zechen, Hüttenwerken, Halden, Verkehrsanlagen, Speicherbauten besondere Aufmerksamkeit zukommen muß, da sie als Träger für die soziale, räumliche und städtebauliche Identität unersetzbar sind. Die solchen Maßnahmen vorausgehenden Planungsprozesse sind äußerst komplex. „Vergehenlassen“ und „Erhalten“ werden auch zum Zeitproblem. Deutlich wird hier, daß die herkömmliche Denkmalpflege ihr Instrumentarium an diese Forderungen

anpassen muß. Ein Grund zur Resignation? Norbert Huse verneint, plädiert aber für das Einbeziehen von Denkmalschutz und Denkmalpflege in die „Kunst der Planung“.

Die Kenntnis ökologischer Denk- und Planungsmethodik kann dem Denkmalschutz auch in anderer Richtung neue Impulse geben. Der Denkmalschutz befaßt sich traditionellerweise mit Strategien zur Werterhaltung. Dazu zählt auch die Frage der Erhaltung von Ressourcen, wobei hier vor allem der Umgang mit den Bauwerken anzusprechen ist. Der Bericht von der 1995 veranstalteten Tagung des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS und des Lehrstuhls für Denkmalpflege und Bauforschung der Universität Dortmund mit der provozierenden Fragestellung „Das Denkmal als Altlast? Auf dem Weg in die Reparaturgesellschaft“ bietet weit mehr als Impulse für eine neue Sicht von Industriedenkmalpflege. Demnach fallen etwa 60 Prozent des Mülls in der Bundesrepublik durch das Bauen an. In Österreich sind die Verhältnisse ähnlich. Nach den Angaben im „Bundes-Abfallwirtschaftsplan, Bundesabfallbericht 1995“ betrug der Anteil von Baurestmassen am Gesamtabfallaufkommen 56 Prozent.

Mit den materiell-energetischen Aspekten des Bauwesens beschäftigt sich auch Günther Moewes in „Weder Hütten noch Paläste: Architektur und Ökologie in der Arbeitsgesellschaft: Eine Streitschrift.“ Er betont vehement, daß alle Eingriffe aber die Energie-Rohstoffbilanz beeinflussen. Jeder Verbrauch, also jeder Einsatz von Materie und Energie, erhöht unumkehrbar die Entropie auf unserem Planeten. Dieser Planet bildet ein geschlossenes System, bestehend aus der nahezu konstant bleibenden Menge an Materie. Nach dem zweiten Hauptsatz der Thermodynamik laufen in solchen Systemen alle Vorgänge in gleicher Weise ab, von Zuständen höherer Ordnung zu solchen niedrigerer Ordnung. Den Grad dieser Vermischung und Zerstreuung nennt man Entropie. Ein Versuch illustriert diesen Vorgang: Man fülle die Hälfte eines Glases mit

Besprochene Bücher:

Norbert Huse, *Unbequeme Baudenkmale: Entsorgen? Schützen? Pflegen?*, München 1997

Das Denkmal als Altlast? Auf dem Weg in die Reparaturgesellschaft: ICOMOS – Hefte des Deutschen Nationalkomitees XXI, Hrsg.: Nationalkomitee der Bundesrepublik Deutschland Prof. Dr. Michael Petzet und Lehrstuhl für Denkmalpflege und Bauforschung, Universität Dortmund Prof. Dr.-Ing. Uta Hassler, 1996

Günther Moewes, *Weder Hütten noch Paläste: Architektur und Ökologie in der Arbeitsgesellschaft: Eine Streitschrift*, Basel – Boston – Berlin, 1995

weißen Kugeln und die andere mit schwarzen. Durch Schütteln geraten die Kugeln durcheinander. Der Vorgang ist unumkehrbar, denn alles weitere Schütteln vermag die Kugeln nicht mehr in die ursprüngliche Ordnung zu bringen.

Alte Bauten und Landschaften sind aber nicht nur „geordneter Rohstoff“, sondern vor allem das Ergebnis von auf Erfahrung aufbauender Tätigkeit, damit also „materialisiertes Gedächtnis“. Gegenwärtig gibt es im Bauwesen viele Versuche in Richtung Angleichung, Standardisierung, Schematisierung, aber auch in Richtung Produktions- und Konsumsteigerung. Alle moralisierenden Forderungen, wie sich Eigentümer, Bauherren, öffentliche und private Verwaltungen, Volksvertreter, Architekten, Ingenieure als Entscheidungsträger oder als unmittelbar Befähigte zu verhalten hätten, bleiben Illusion, so Moewes' These, solange sich die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Randbedingungen nicht wandeln. Daran ändert auch die Verunsicherung infolge der in immer kürzeren Abständen auftretenden Umwelt- und Wirtschaftskrisen nichts.

Dennoch müssen für künftige Generationen die Vielfalt des von Menschen Geschaffenen wie die integral erhaltene Natur gegen Zerstörung, Abbau und Vermischung nach Kräften geschützt werden. Die in aktuel-

len Beiträgen auftauchenden Fragen an Denkmalschutz und Denkmalpflege finden ihre – teilweise – Entsprechung in den Bemühungen zur Erhaltung von natürlichen Lebensgrundlagen und zur Verteidigung menschlicher Grundwerte. Vielleicht müßte einzelnen Bemühungen um die Erhaltung und die Pflege des baukulturellen Erbes gar der Charakter von Modellfällen zugestanden werden?

Die Geschichte von Denkmalpflege-theorie und -praxis ist reich an Versuchen, das Denkmal für kurzfristige Interessen zu mißbrauchen und zu verschleifen. Oft geht die angepaßte Theorie der Praxis voraus. Eigentümer, Architekten, Baumeister, Restauratoren, Behördenvertreter und Handwerker müssen mit Denkmalen umgehen und sind unzertrennliche Partner auf einer „Gatwanderung zwischen Bewahren und Erneuern“ (Achim Hubel). Die wissenschaftliche Entwicklung in der Gegenwart führt uns stets neu vor Augen, daß alle Gebiete des Wissens und der Erkenntnis miteinander verknüpft sind. Daher kommt es, daß die Wissenschaften, in denen unser Wissen bekanntlich Gestalt gewinnt, in mannigfaltigen Beziehungen zueinander stehen, miteinander innerlich verwandt sind und somit Vergleich und gegenseitige Anpassung zulassen, ja geradezu



Vorrichtungen zur Arbeitserleichterung fördern die Entkernung und erschweren damit die Substanzerhaltung. Die „Mulde“ provoziert geradezu die unsortierte Deposition von Baumüll.

fordern. Gestatten Sie mir einen Vergleich! Bei der Kombination von Farben werden je nach Auswahl und Zusammenstellung unterschiedliche und harmonische Wirkungen erzielt. Der „leichtfertige Verbrauch des historischen Erbes“ (Norbert Huse) stellt jedenfalls einen Verlust für alle dar. Aller Arbeit für Denkmalschutz und Denkmalpflege sind Dauer, Zurückhaltung und Sparsamkeit als Option eingeschrieben. Das bauliche Erbe ist wie ein Buch, wenn man versteht, darin zu lesen. Die Gegenwart kann damit an Breite und Tiefe gewinnen und Strategien für die Zukunft entwickeln.

Bruno Maldoner

Die Gartenkunst des Barock

Das wachsende Verständnis für die Gartenkultur des Barock, aber auch die Sorge vor Verlusten an überkommener Gartensubstanz haben das Deutsche Nationalkomitee von ICOMOS veranlaßt, eine internationale Fachtagung zur Gartendenkmalpflege in Schloß Seehof bei Bamberg (23. bis 26. September 1997) gemeinsam mit dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege und dem Arbeitskreis Historische Gärten der Deutschen Gesellschaft für Gartenkunst und Landschaftskultur e. V. zu veranstalten. Ziel der Tagung war es, die denkmalpflegerische Behandlung barocker Gartenanlagen zu diskutieren.

Die Referate verdeutlichten nicht nur den hohen Stellenwert, den die Gartenkunst im 17. und 18. Jahrhun-

dert hatte, sondern auch, zu welcher überragenden Kulturleistung – im Bereich der Gartenkunst – gerade das alte Europa fähig war. Dennoch sind auch hier bedauerliche Verluste am historischen Bestand zu beklagen. Einst als Einheit erdacht, entworfen und ausgeführt, sind in zahlreichen Fällen nur noch die Schlösser erhalten. Die Gärten hingegen haben inzwischen ihre ursprüngliche Gestalt verloren, sind verwildert, und der Besucher kann das ursprüngliche barocke Naturempfinden kaum noch nachvollziehen. Angesichts der Vergänglichkeit der Bestandteile – seien es vegetabile Schmuckelemente wie Blumenrabatten, Formbäumchen, Hecken, vertiefte Rasenflächen oder die architektonische Gartenausstattung mit

Pavillons, Treppenanlagen, Terrassen, Kaskaden, hölzernen Treillagen – bedürfen die Gärten des dauerhaften Schutzes, der kontinuierlichen Pflege und der in Parkpflegewerken formulierten, langfristig geplanten und konsequent betriebenen Entwicklung nach einem klar definierten Konzept. Das muß nicht die Restauration des barocken Vorzustands zungunsten landschaftlicher Überformungen bedeuten. In jedem Fall – und darin herrschte unter den ca. 250 Tagungsteilnehmern Einigkeit – bedarf jedes Projekt sorgfältiger wissenschaftlich-konservatorischer Voruntersuchungen, was aufgrund der häufig bis in die jüngste Zeit erfolgten Überformungen dann bei der Zielsetzung der gartendenkmalpflegerischen Maßnahmen nicht ohne

DENKMALPFLEGE



Im Garten von Schloß Seehof

eine gewissenhafte Abwägung möglich ist. Denn immer wieder erhebt sich die Frage, welcher Zustand erhalten werden soll und ob eine Parallelität verschiedener Zustände (z. B. die riesigen Eichen im Broderieparterre des Gartens von Peterhof bei St. Petersburg) in ihrem Schichtenreichtum Sinn macht.

Die staatlichen Schlösserverwaltungen, die in Deutschland die bedeutendsten historischen Gärten betreuen, sind gegenwärtig u. a. durch die Folgen der Haushaltskürzungen sehr eingeschränkt. Bedrohlich ist z. T. auch die Entwicklung um die Gar-

tenanlagen – bevorzugte Wohngebenden, die dazu tendieren, sich in den historischen Bestand hineinzufrassen. Gefordert wären weiträumige Schutzzonen, die den Denkmalbestand großzügig umfassen.

In den beiden ersten Themenblöcken gingen die Referenten auf die Ausstattung einzelner Gärten ein, d. h. historische Pflanzen und ihre Verwendung, barocke Skulpturen und ihr ikonographisches Programm, die Wasserkunst und die baulichen Bestandteile der Gartenarchitektur. An konkreten Beispielen konnte gezeigt werden, wie eine Allee des 18. Jahrhunderts zu behandeln ist oder welche Blumensorten schon in den Rabatten der Barockzeit verwendet wurden. Der Skulpturenschmuck muß besonders geschützt werden, weil es immer noch vorkommt, daß Gartenplastiken verkauft und somit aus ihrem ikonographischen und historischen Kontext gerissen werden. Bei Statuen und Statuengruppen empfiehlt es sich, die Originale durch eine museale Aufstellung vor der Witterung zu schützen und im Park durch Repli-

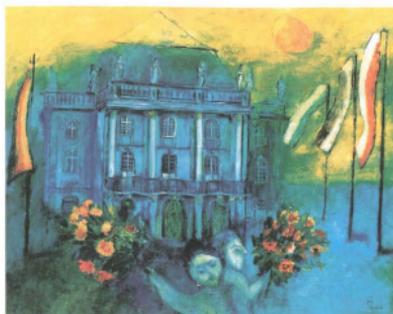
ken zu ersetzen. Diese können dann farbig gefaßt werden, falls sich in den Quellen ein entsprechender Befund nachweisen läßt. Der zweite Tag stand ganz unter dem Zeichen der Restaurierung barocker Gärten. Gerade am Beispiel der Seehofer Wasserkünste konnte gezeigt werden, wie mit den modernen Methoden der Bauforschung eine schon verloren geglaubte Kaskade wiederhergestellt werden kann.

Der auf dieser Tagung angestrebte Gedankenaustausch fand auf breiter internationaler Basis statt, denn etwa 250 Gäste kamen aus den verschiedensten Ländern: Canada, Finnland, Frankreich, Italien, den Niederlanden, Österreich, Rußland, der Schweiz und aus Deutschland.

Am Freitag, den 26. September 1997 ging die Exkursion mit 160 Teilnehmern in die fränkischen Gartenanlagen Sanspareil, Fantaisie, den Bayreuther Hofgärten und die Eremitage. Es führten die Kollegen aus der Bayerischen Verwaltung der Staatlichen Schlösser, Gärten und Seen, und es wurde vor Ort weiterdiskutiert.
Florian Fiedler

AUSSTELLUNG

Das vergessene Paradies



„Das große Fest“, Ölgemälde von Christel Gollner. Postkartenmotiv anlässlich des 250 jährigen Jubiläums des Opernhouses Bayreuth. Der Erlös floß in die Ausstellung „Das vergessene Paradies“.

„Wer Bayreuth nicht kennt, kennt Bayern nicht.“ So leitete Staatsminister Erwin Huber seine Rede anlässlich der Ausstellungspräsentation im Januar 1997 ein. Gelegenheit, Bayreuth kennenzulernen, gibt es in diesem Jahr, 1998, reichlich: Das 250. Jubiläum des Markgräflichen Opernhouses wird gefeiert, das Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth, Schwester Friedrich des

Großen, von Giuseppe Galli Bibiena, dem seinerzeit berühmtesten Theaterbaumeister, ausstatten ließ (Außenbau nach Plänen von Joseph Saint-Pierre). Die Einweihung des Opernhouses fiel mit der Hochzeit der einzigen Tochter des Markgrafenpaares, Elisabeth Friederike Sophie, mit Herzog Karl II. Eugen von Württemberg zusammen. Es war der 26. September 1748, anlässlich dieser Ereignisse der „Ezio“ von Johann Adolf Hasse in gerade fertigegestellten Opernhaus uraufgeführt wurde.

Bayreuth wird in diesem Jahr also nicht nur Schauplatz der Festsche, sondern auch und vor allem Schauplatz einer Jubiläumsfeier sein, die der Tiepolo-Ausstellung in Würzburg vor zwei Jahren nicht nachstehen soll: Erklärtes Ziel von Ausstellungsleiter Dr. Peter Krückmann ist keine normale Museumsausstellung, sondern der Versuch, „eine ganze Zeitepoche und eine ganze Region zu verlebendigen“ und die Bedeutung des „fränkischen Potsdams“ einer breiten Öffentlichkeit zu präsentieren.

Markgräfin Wilhelmine wollte in Bayreuth einen barocken Idealstaat schaffen – ein irdisches Paradies, ein irdisches Arkadien, einen idealen Musenhof. Wilhelmine selbst war eine kunstbessene, belebte und aufgeklärte Frau. Sie malte, schrieb, musizierte, komponierte, reiste und holte an ihren Musenhof die großen Künstler ihrer Zeit. Sie importierte aus Italien die Kunst, aus England den Landschaftsgarten (unter Vorbehalt) und aus Frankreich die Literatur und die Sprache, in der sie u. a. ihre Memoiren niederschrieb. In ihrer nur zwei Jahrzehnte währenden Ära an der Seite des Markgrafen Friedrich (von Regierungsantritt Friedrichs 1735 bis 1758, dem Todesjahr von Wilhelmine) vollbrachte sie Werke, die das Aussehen und das Wesen der Stadt und ihrer Umgebung – mit Eremitage und Sanspareil – veränderten und ihr ein Flair verliehen, das bis heute gegenwärtig, sichtbar und spürbar ist. – Ist all das in Vergessenheit geraten? – Die Ausstellung wird ein vergessenes Paradies in Erinnerung rufen.

Zurück zum „Geburtstagskind“: Das Markgräflische Opernhaus, das ja schon Richard Wagner nach Bayreuth lockte, mit seiner einzigartigen Innenausstattung, hat – wie durch ein Wunder – 250 Jahre ohne nennenswerte Eingriffe und Schäden bis auf den heutigen Tag überstanden. „Ohne Frage ist es das bedeutendste historische Theater nördlich der Alpen.“ (Krückmann)

Im Mittelpunkt der Ausstellung steht das Opernhaus. Hier wird eine Tonlicht-Inszenierung der besonderen Art gezeigt. Im Neuen Schloß werden Teile der Ausstellung präsentiert, die

sich schwerpunktmäßig mit dem Schaffen Galli Bibienas und der Person Markgräfin Wilhelmine auseinandersetzen. Auch die Repräsentationsräume und Wilhelmines private Räume sind nach ihrer Restaurierung erstmals wieder der Öffentlichkeit zugänglich, und die Fassade des Schlosses erstrahlt in neuem Glanz. Im Jubiläumjahr sind weitere Sonderausstellungen im Stadtmuseum, in der Kreissparkasse und bei Steingraber & Söhne zu sehen. Am 26. Mai werden Teile des Schlosses Faintaisie in Donndorf eröffnet und adaptiert für eine Dresdener Ausstellung, die

die sächsisch-polnischen Gärten unter August den Starken zum Thema hat. Das Jubiläumsprogramm enthält darüber hinaus verschiedene Vorträge, Lesungen und ein Symposium „Musik und Theater am Hof einer aufgeklärten Fürstin“ als schließlich auch ein Feuerwerk an musikalischen Darbietungen mit Ensembles und Interpreten aus Bayreuth und ganz Bayern, Berlin und dem Burgenland. – Wer dann ein wenig „verschnauften“ möchte, dem sei ein Ausflug in die nahe gelegene Eremitage, Faintaisie (s. o.), oder nach Sanspareil empfohlen. P. N.

Informationen: Bayerische Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen, Tel. 0921/75 96 90

Der zweibändige Katalog „Paradies des Rokoko“, Bd. 1: „Das Bayreuth der Wilhelmine“, und Bd. 2 (Ausst.-Kat. u. Aufsatzband): „Galli Bibiena und der Musenhof der Wilhelmine zu Bayreuth“ ist als Broschur (Bd. 1 DM 39, Bd. 2 DM 65, 1 + 2 1. Schubert DM 92) und gebunden (Bd. 1 DM 78, Bd. 2 DM 86, 1 + 2 1. Schubert DM 148) erhältlich.

Michael Pacher und sein Kreis

AUSSTELLUNG

Von Ende Juli bis Ende Oktober 1998 wird anlässlich des 500. Todesjahres von Michael Pacher im Kloster Neustift bei Brixen eine Ausstellung über den Künstler und seinen Kreis stattfinden. Gefeierte wird das 500. Todesjahr des großen Tiroler Künstlers (1498), sein Geburtsjahr läßt sich nicht mehr festlegen. Auch ist nicht bekannt, wo genau er zur Welt gekommen war, man geht heute allgemein davon aus, daß der Geburtsort das Pustertaler Städtchen Bruneck gewesen sein könnte. Dort war Pacher ab 1462 als Meister und Bürger urkundlich eingetragen, und sein Wohnhaus mit Werkstatt, das Pacherhaus – heute Neuhauser, befindet sich in der Stadtgasse. Obwohl Michael Pacher somit in Bruneck beheimatet war und dort alle seine Werke entstanden sind, hat sich in Südtirol nur mehr ein kleiner Teil seines Œuvres erhalten. Außer dem großartigen Altar von Gries bei Bozen, der leider nicht mehr komplett erhalten ist, und der Madonna von St. Lorenzen sind wichtige Werke des Künstlers, wie der Michael-Altar der Bozner Pfarrkirche, schon seit dem 17. Jahrhundert verloren; andere, wie die Flügelbilder und einige Schreinskulpturen des St. Lorenzen-Altars wurden ins Ausland verkauft. Den gravierendsten Verlust stellt wohl der Abtransport des Kirchenväter-Altars im Jahr 1809 aus Neustift nach München dar. Heute ist er eines der Glanzstücke der Alten Pinakothek der Bayerischen Staatsgemäldesammlung.

Anlässlich der Ausstellung wird eine Reihe von Werken Pachers in das Land zurückkehren, in dem sie geschaffen wurden und für welches sie – wenigstens zum Teil – ursprünglich bestimmt waren. Von Pacher selbst werden neben zwei Tafeln des Laurentius-Altars (Wien, Österreichische Galerie), der Madonna von St. Lorenzen und dem hl. Michael aus dem Bayerischen Nationalmuseum in München, drei Tafeln der Wiltener Predella (Wien, Österreichische Galerie; Innsbruck, Ferdinandeum), dem Flügelrelief mit der Anbetung der Könige aus Gries, einem König aus der Predella des Altars von St. Wolfgang auch noch die Geißelung und Marienvermählung vom Hochaltar der Salzburger Stadtpfarrkirche (Wien, Österreichische Galerie) zu sehen sein.

Eine wichtige Sektion wird dem Schaffen des Meisters von Uttenheim gewidmet sein. Neben den Tafeln dieses Meisters aus Wien und Nürnberg werden vor allem die großartigen Altarflügel des Stephanus-Laurentius-Altars aus dem Museum Anne de Beaujeu von Moulins gezeigt werden. Die noch in Neustift befindlichen Tafeln des Augustinusaltars des Uttenheimers werden anlässlich der Ausstellung einer Reinigung unterzogen. Es ist zu hoffen, daß dabei eine der kontroversesten Fragen der Südtiroler Kunstgeschichte des späten 15. Jahrhunderts einer Lösung nähergebracht wird. War der Meister von Uttenheim ein Schüler Pachers oder war er sein



Lehrer? Die Frage konnte bis heute nicht entschieden werden. Durch den Einsatz von naturwissenschaftlichen Untersuchungsmethoden, wie der Dendrochronologie und der Infrarotreflektographie, darf man auf eine Antwort hoffen.

Abgesehen von den bereits genannten Leihgaben aus Wien und München kommen weitere Objekte aus der National Gallery London, dem Metropolitan Museum in New York, dem Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg, der Art Gallery of South Australia in Adelaide, dem Palazzo Venezia in Rom und der Sammlung Thyssen in Madrid. Eine kleine Sensation stellen die Tafeln mit der Petruslegende aus Jerusalem dar. Sie bildeten ursprünglich die Flügel des für die Peter-und-Pauls-Kapelle in Jöchlsturm in Sterzing

Vermählung Mariä, Flügelaltar vom Salzburger Altar. Neben der thronenden Madonna im heutigen Barockaltar der Franziskanerkirche Salzburg sind von dem 1709 abgebrochenen Altar nur noch Tafelfragmente, wie diese abgeseigte Hälfte eines Flügelbildes erhalten.

Ausstellung: 25. Juli bis 31. Oktober 1998, Kloster Neustift bei Brixen, täglich von 10 bis 18 Uhr

Symposion: 24. bis 26. September 1998, Raughaus Bruneck

Ausstellungsstraße: ab Ende Juni 1998, 29 Stationen zwischen Bozen und Assling/Osttirol

Informationen: Tiroler Landesinstitut, Schlernstraße 1, 39100 Bozen, Tel. (0471) 97 19 04; Fax. (0471) 97 35 97.

von Friedrich Pacher gemalten Altars. Seit 150 Jahren befinden sich die sieben Flügeltafeln in Jerusalem, der Mittelteil hingegen, also die Altartafel mit Predella, im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum in Innsbruck. Im 19. Jahrhundert waren diese Tafeln von einem bayerischen Sammler einem Franziskanerkloster im Heiligen Land geschenkt worden. Die Ausstellung wird die Flügel und Mitteltafel nach fast 200 Jahren zum ersten Mal wieder vereinigen.

Diese Ausstellung wird für lange Zeit, wenn nicht überhaupt die letzte Gelegenheit sein, so viele bedeutende Werke der Tiroler Kunst zusammen zu sehen. Die auf Holz gemalten Tafeln, bzw. aus Holz geschnitzten Skulpturen, zählen aus technischen Gründen zu den delikatesten Kunstwerken. Die Museen sind weniger und weniger bereit, diese wertvollen und empfindlichen Werke auf Reisen zu schicken. So gesehen darf man schon heute diese Ausstellung als

ein unwiederholbares Ereignis bezeichnen.

Begleitend zur Ausstellung wird in Bruneck ein international besetztes Symposium abgehalten. Die genannte Ausstellungsstraße wird den Südtirolbesucher auf den reichen Schatz von Fresken hinweisen, die, zum Teil frisch restauriert bzw. überhaupt erst neu aufgedeckt, dem Besucher einen Einblick in den imponierenden Reichtum des Landes an Kunstwerken gewähren.

Tiroler Landesinstitut

AUSSTELLUNG

Zwischen Angeln und Fliegen

Der Fischerei wird künftig im neuen Südtiroler Landesmuseum für Jagd und Fischerei (vgl. ARX 1/1996) mehr Raum gewidmet werden. Eine der größten europäischen Privatsammlungen von Fischereigeräten und Fischereizubehör aus dem 19. und 20. Jahrhundert, die Sammlung Rudolf Reichel, ist am 9. August 1997 auf Schloß Wolfsturn in Mareit festlich im Beisein des Südtiroler Landeshauptmannes Luis Durnwalder, des Kulturlandesrates Bruno Hosp, des Schloßbesitzers Baron Gobert von Sternbach, von fast 200 Südtiroler Petrijüngern und des Leihgebers eröffnet worden. Rudolf Reichel aus München hat die Sammlung dem Museum als Dauerleihgabe zur Verfügung gestellt. Der Leihvertrag war im vergangenen Mai unterzeichnet worden.

Der gebürtige Franke Rudolf Reichel hat vor etwa 20 Jahren damit begonnen, wertvolle Fischereigeräte zu sammeln. Auf Auktionen in ver-

schiedenen europäischen Großstädten, vor allem aber in London, erstand er antike Fischereireisensilien. Seine Sammlung umfaßt somit vornehmlich Angelgeräte aus Großbritannien, aber auch aus Frankreich, Deutschland und den Vereinigten Staaten, in erster Linie Ruten und Rollen. Außerdem sind zahlreiche künstliche Fliegen Teil der Sammlung. Viele Ausstellungsgegenstände sind ausgesprochene Raritäten mit einer eigenen Geschichte.

Obwohl Museen in Deutschland und der Schweiz an der Ausstellung der Sammlung Interesse gezeigt haben, ist es – über Kontakte des Südtiroler Casting Clubs mit Rudolf Reichel, der nunmehr seinen Wohnsitz in der Steiermark hat – gelungen, sie ins Südtiroler Jagd- und Fischereimuseum zu bringen. „Meine Sammlung, so Reichel im Anschluß eines Besuchs auf Schloß Wolfsturn, „wird hier eine neue und würdige Heimstatt finden.“

In der barocken Schloßanlage sind den wertvollen Ausstellungsstücken zwei Räume vorbehalten. Die Schaukästen wurden vom Designer Jürgen Praylowski aus Düsseldorf so eingerichtet, daß sie die Fliegenfischerei umfassend dokumentieren, aber auch Einblick in Bereiche wie Hochsee- oder Lachs Fischerei geben.

Die Sammlung Rudolf Reichel wird laut Vertrag dem Landesmuseum für Jagd und Fischerei kostenlos zur Verfügung gestellt, für die Dauer des Bestehens des Museums. Die Entwicklung des Landesmuseums Schloß Wolfsturn ist damit nach den Worten des Kulturlandesrates Bruno Hosp noch nicht abgeschlossen; es gibt bereits verschiedene Pläne und Projekte für das Mareiter Museum, wobei, wie der Südtiroler Landeshauptmann Luis Durnwalder bei der Feier sagte, „das Schloß Wolfsturn selbst das schönste Museum ist.“

L. W. R.

Öffnungszeiten:
April–15. November
Montag geschlossen

Anschrift:
Südtiroler Landesmuseum für Jagd und Fischerei
Schloß Wolfsturn
39040 Mareit (Autobahnabfahrt Sterzing)
Telefon + Fax:
0472/75 81 21

AUSSTELLUNG

Das Geheimnis der Turris Parva

Spuren hochmittelalterlicher Vergangenheit in Schloß Tirol

Das Landesmuseum für Kultur- und Landesgeschichte Schloß Tirol widmet heuer eine Sonderausstellung zum „Geheimnis der Turris Parva“. Im Zuge der Bauforschung, welche sich seit den siebziger Jahren mit Schloß Tirol beschäftigt, konnte 1994 ein bis dahin unbekannter Zwischenboden im ersten Obergeschoß der sogenannten Turris Parva

geöffnet werden. Die anfängliche Skepsis, daß nämlich darin nichts verborgen läge, wich nach der Entdeckung einer beachtlichen Anzahl von Kleinfunden aus dem 12. bis 16. Jahrhundert allgemeinem Erstaunen: ein Daubenbecher, ein Kinderschuß, verschiedene Stoffetzen – und eine Menge Schutt. Das Sieben und genaueste Untersuchungen dieses

Schuttes erbrachte den Forschern eine erstaunliche Fülle an Objekten: beschriftete Pergamentfragmente, Keramik, Buntmetall, Glas, Nußschalen und andere Pflanzenreste und vieles mehr. Diese Mikrofundstücke wiederum boten dem aus Archäologie, Botanikern, Biologen und Bauforschern – um nur einige zu nennen – bestehenden Forscherteam die Mög-

lichkeit, in geduldiger Kleinarbeit das Bild des Mittelalters durch teilweise völlig neue Einsichten zu vervollständigen: vom rekonstruierten Bauarbeiterhemd aus dem 13. Jahrhundert, den damaligen Nahrungsgewohnheiten und der Landwirtschaft bis hin zur Tradition der Baupfoper.

Die gewonnenen Erkenntnisse sind nicht nur wertvoll für unser Wissen

über das Leben auf einer Burg; sie ermöglichen überdies Aussagen zu Handwerk, Klima, Flora und Fauna unseres Landes im Hochmittelalter und sind als solche wichtige Bausteine bei der Errichtung des neuen Landesmuseums für Kultur- und Landesgeschichte auf Schloß Tirol. Der umfangreiche Katalog zur Ausstellung soll dabei als vertiefende Literatur zum Thema dienen.

Die Einbindung verschiedenster Forschungsdisziplinen macht dieses Projekt gerade für Schulen außergewöhnlich spannend. Eine eigene museumspädagogische Schiene in der Ausstellung, museumspädagogische Einschulungen für alle interessierten Lehrer sowie die Zurverfügungstellung von didaktischem Material dienen der altersgerechten Vertiefung für alle Schulstufen.

Die Ausstellung ist dem Publikum von Samstag, den 4. April bis Sonntag, den 11. November 1998 täglich, außer montags, von 10 bis 17 Uhr zugänglich. Weitere Informationen zur Ausstellung im Landesmuseum Schloß Tirol (Tel. 0473/22 02 21, Fax. 0473/22 11 32).

Österreich-Ungarn in Lied und Bild Ein Hochzeitsgeschenk an Kaiserin Elisabeth 1854

brsg. v. der Österreichischen Nationalbibliothek

Unter den Hochzeitsgeschenken an Elisabeth zu ihrer Vermählung mit Kaiser Franz Joseph im Jahre 1854 befand sich auch eine prunkvolle Kassettenbox vom angesehenen Musikverleger Carl Anton Spina. Die bunte Folge von Blättern enthält sowohl Noten und Texte der bekanntesten Volkslieder der österreichischen Länder als auch Blätter, die die zugehörigen Trachten darstellen. Die 23 Aquarelle der jungen Paare stammen von dem Porträtmaler Albert Decker. Damit sollte der künftigen Kaiserin die kulturelle Vielfalt ihres neuen Landes vorgestellt werden. Die Völker des Habsburgerreiches werden ihrer neuen Herrscherin in ihrer Individualität anhand der österreichischen Nationalmelodien und Trachten nähergebracht.

Diese kunstvoll gefertigte Schatulle mit den Lieder- und Trachtenblättern der 23 Kronländer wurde in einem Auktionshaus zur Versteigerung angeboten, die österreichische Nationalbibliothek wollte dieses bedeutende Zeugnis österreichischer Geschichte und Kultur erwerben, allein es fehlte das Geld dazu. Die Kuratoren begannen in Anbetracht der kulturhistorischen Bedeutung des Objekts für ihre Sammlung die besondere Anstrengung, Sponsoren zur Unterstützung für den Ankauf zu begeistern. Das ist in großem Maß gelungen. Zahlreiche namhafte Sponsoren unterstützen gerne den Ankauf der Schatulle.

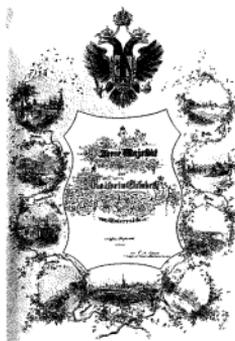
Als besonderes Ereignis initiierten Gexi Tostmann und Margarete

Strassnig-Bachner eine Benefiz-Gala im Prunksaal der ÖNB mit anschließendem Gala-Empfang, gesponsert durch Ch. Demel's Söhne GmbH. Es wurden tänzerische und musikalische Darbietungen der Lieder und Tänze in den entsprechenden Trachten aufgeführt. Erfreulich war das Engagement so vieler Menschen, die durch ihr Können und ihr Mitwirken die Gala zu einem Ereignis werden ließen. Musik und Tanz trugen vor: Franziska und Rudolf Pietzsch, Familie Hauser, Günter Zerbes, Hedi Richter, die Eleven der Ballettschule der österreichischen Bundestheater unter Michael Birkmeyer, die Volkstanzgruppe des BRG XVIII. Die Trachten wurden teils von der Sammlung Tostmann zur Verfügung gestellt, teils von den Schülern des Speziallehrganges für Bühnenschnitzerei der HBLA für Mode und Bekleidungstechnik hergestellt. Durch das Programm führten Brigitte Hamann, Horst Friedrich Meyer und Walter Deutsch.

Und nun zu dem hier vorgestellten Buch: Das vorliegende Werk ist eine vollständige Wiedergabe dieses Hochzeitspräsen an Kaiserin Elisabeth, ein prachtvoller Band, der durch kurze, zeitgenössische Beiträge noch ergänzt wird. Darin erfährt der Leser über die historische, musikalische und kulturelle Bedeutung des Werks seinen Stellenwert zur damaligen und heutigen Zeit.

Emil Brix schreibt über die Völker der Habsburgermonarchie bis zur Auflösung derselben 1918 unter

dem Schlagwort des „Selbstbestimmungsrechtes der Nationen“, das bis in die Gegenwart die Entstehung von Staaten zu legitimieren geeignet ist. Die innere Struktur des Reiches war Mitte des 19. Jahrhunderts (bis zur Entstehung der Doppelmonarchie 1867) nach 23 Kronländern geordnet, wobei ihre Grenzen überwiegend nicht mit ethnischen oder sprachlichen Grenzen übereinstimmen.



Österreich-Ungarn in Lied und Bild, mit Beiträgen von Emil Brix, Erhard Busek, Walter Deutsch, Irene Kohl, Georg J. Kagler und Gerda Mráz, Verlag Brandstätter, Bad Vöslau 1997, 144 Seiten, 25 Farb- und 44 SW-Abb. Limitierte und nummerierte Auflage von 1500 Ex., öS 1.197, DM 164, sFR 145 ISBN 3-85447-755-4

Frontispiz der Musikaliensammlung von C. A. Spina, 1854

Den historischen Vorgang der Hochzeitszeremonien, das Kennenlernen, der Einzug Elisabeths in Wien, die Vorbereitungen, den genauen Ablauf der Hochzeitsfeierlichkeiten schildert mit sämtlichen liebenswürdigen Details Gerda Mráz.

Walter Deutsch schreibt im Beitrag „Musikaliensammlung zur Liedersammlung C. A. Spina“, daß zual-

lererst die „Kaiserhymne“ einen neuen Text erhalten mußte, war doch Franz Josef schon seit 1848 regierender Kaiser, und Haydns Volkslied wurde immer noch mit dem Text gesungen, der auf Kaiser Franz I. ausgerichtet war.

Gleichzeitig bemühte sich Spina „Österreichische National-Melodien“ mit Trachtenblättern zusammenzustellen. Es war auch der Hang des Bildungsbürgers zum Pittoresken, der dieses intensive Interesse an bisher vernachlässigten Kulturformen der ländlichen Bevölkerung weckte. Aus welchen Quellen bzw. Sammlungen Spina die Volkslieder für sein Widmungswerk nahm, konnte

nur vereinzelt nachvollzogen werden. Die Volksliedforschung und die damit verbundene Aufzeichnung der Liedweisen, Texte und Tänze aus der mündlichen Überlieferung dörflicher Sänger stand erst am Anfang ihrer wechselhaften Geschichte. Das Werk kann als erster Versuch zu einer typologischen Darstellung der musikalischen Vielfalt der Völker Österreich-Ungarns gewertet werden.

Einen Abriss über die Geschichte der Tracht gibt Georg J. Kugler und vergleicht sie mit dem Hofkleid. Tatsächlich waren beide eingebunden in ein vielschichtiges Geflecht von sozialen, ästhetischen und prak-

tischen Elementen, aber auch dem Stilwandel der Mode unterworfen.

Irene Kohl berichtet über die Trachtenbildnisse im Hochzeitsgeschenk. Albert Decker (1817–1871) entstammte einer Malerfamilie. Sie ging der Frage nach, ob der Künstler die Trachtendarstellungen getreu einer regionalen Tracht oder künstlerisch frei wiedergegeben hat. Heute würde man sie als ästhetische Reflexion Deckers der nach der Natur gemalten Bildquelle erachten. Abschließend meint Kohl, daß die Lebensrealität der Völker im neobabsolutistischen Österreich aber keineswegs Albert Deckers' heiler Trachtenweltentsprach. B. N.

BUCHBESPRECHUNG

Kaiserliche Interieurs

Die Wohnkultur des Wiener Hofes im 19. Jahrhundert

Eva B. Ottlinger/Lieselotte Hanzl

Eva B. Ottlinger, Lieselotte Hanzl, *Kaiserliche Interieurs. Die Wohnkultur des Wiener Hofes im 19. Jahrhundert*, Böhlau-Verlag, Wien 1997, 480 Seiten, 48 Farbtafeln, 99 Farb- und 265 SW-Abb., öS 1,475, DM 211, sF 187 ISBN 3-205-98680-6

In dem reich illustrierten Band wird die prachtvolle Innenausstattung der kaiserlichen Residenzen und Lustschlösser der Habsburger vorgestellt. Die Ausstattungsphasen am kaiserlichen Hof fallen nicht mit politischen Ereignissen zusammen, sondern mit familiären Anlässen, vornehmlich mit Hochzeiten. Diese immer wieder

risma detailliert erforscht und in dem vorliegenden Buch präsentiert.

Die Wohnungsappartements Kaiser Franz' und der Erzherzöge waren ihrer Struktur nach selbständige Privathaushalte innerhalb des kaiserlichen Haushalts mit Fest- und Gesellschaftsräumen, Arbeitsräumen, Privaträumen sowie Personalräumen. Die Bandbreite an unterschiedlichen Räumen macht die fortschreitende Differenzierung der einzelnen Wohnungsfunktionen sichtbar und unterscheidet sich grundsätzlich von den durch die Zutritt-Ordnungen bestimmten Raumfunktionen des Zerebralappartements, etwa der Antikammer. Damit wird in den kaiserlichen Wohnräumen eine Entwicklung vorgezeichnet, die im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts auch in den Interieurs des Wiener Bürgertums nachvollzogen werden sollte, nämlich die Entstehung spezifischer Raumtypen für unterschiedliche Raumfunktionen. Die Ausstattung und Möblierung des Toilettenkabinetts oder des Sitzzimmers der kaiserlichen Familie geben Aufschluß über den Einrichtungswandel in den quellenmäßig schlechter dokumentierten Wohnräumen des Wiener Adels und des gehobenen Bürgertums.

Die umfangreichen Ausstattungen der zahlreichen Appartements der Wiener Hofburg, der Schlösser

Schönbrunn, Laxenburg, Hetzendorf sowie des Kaiserhauses in Baden sind ausführlich dargestellt. Eingegangen wird auch noch auf die Ausstattungen der Hermesvilla, 1882, der kaiserlichen Salons der Hofoper, 1868, sowie der Allgemeinen Österreichischen Gewerbeprodukten-Ausstellung, 1845, und der Kaiserpavillons bei der Weltausstellung 1873 sowie der Wiener Stadtbahn, 1898.

Die Bedeutung von Ausstattung und Einrichtung der Innenräume zeigt sich auch an den vielfältigen Initiativen von Kaiser Franz Josef zur Kunstgewerbeform, die in der Gründung des Österreichischen Museums für Kunst und Industrie (heute MAK), 1864, gipfelte. Kulturhistorisch interessant sind auch die Kapitel „Naturalquartier“, also Dienstwohnungen und die Unterbringung des Hofpersonals wie auch „Haustechnik“, das die Entwicklung des technischen Standards unter anderem vom Waschtisch bis zum Badezimmer aufzeigt.

Anhand der kaiserlichen Interieurs wird auch die facettenreiche Entwicklung der Wiener Wohnkultur evident. Der prachtvolle Bildband mit dem wissenschaftlich fundierten und trotzdem leicht lesbaren Text ist eine Bereicherung für jede Bibliothek. B. N.



Rudolf von Alt, „Bilderzimmer“ der Erzherzogin Sophie, 1856

neu dekorierten Wohnwelten werden in diesem Werk umfassend dargestellt. Es spiegeln sich darin der wandelnde Geschmack und die wechselnden Bedürfnisse der Bewohner der kaiserlichen Schlösser wieder.

Erstmals werden die Interieurs von Kaiser Franz II. (I.), 1792, bis Kaiser Franz Josef I., 1916, also vom Empirer über Biedermeier bis zum Histo-

Bänke in Park und Garten

hrsg. von Peter Nickl

Begleitend zu einer Ausstellung der Handwerkspflege in Bayern „Bänke in Park und Garten“ in der Galerie Handwerk in München, die leider nur von 3. März bis 18. April zu sehen war, ist ein umfangreicher und reich bebildeter Katalog erschienen. Er ist Fortsetzung eines kleinen Kataloges, der 1987 zum Thema „Sitzbänke“, ebenfalls in der Münchner Galerie Handwerk erschienen war, und Ergebnis einer neuen und nochmaligen, sehr intensiven Auseinandersetzung mit dem Thema.

Mit dem neuen Katalog ist ein attraktives Buch und ein Handbuch entstanden, das dem Laien und dem Gartenbesitzer und vor allem dem Garten- und Landschaftsarchitekten wie dem Architekten und Stadtplaner eine Fülle an Anregungen und Beispielen geben kann und die Sitzbank als gestaltendes Element, als Einrichtungsgegenstand, als Mobiliar des privaten und öffentlichen Raums und der Landschaft verstanden wissen will.

Anliegen des Buches und der Ausstellung ist, auf die Ästhetik und for-

male Qualität handwerklicher Produkte aufmerksam zu machen und gerade für die Bank, ein Ort der Muße und des Verweilens, Alternativen zu Industrieprodukten aufzuzeigen. Ganz nebenbei ist dieses Buch dann auch zu einem umfassenden „Reiseführer durch die Kulturgeschichte der Sitzbank im Freien“ geworden.

Individuelle Plätze verlangen nach individuellen Einzellösungen. Das kann ein Park sein, ein Garten, aber auch eine Fußgängerzone, ein U-Bahnhof oder eine Bushaltestelle, ein Museum oder eine Feldflur wie ein Baum oder eine Baumgruppe auf einer Anhöhe oder in einer Niederung. Wir erfahren von Eisen-, Holz-, Steinbänken und solchen aus Astwerk, von Baum- und Hausbänken, von englischen Bänken und weißen Bänken und der Nachgestaltung historischer Vorlagen. Wir werden in die Designphilosophie einer englischen Werkstätte eingeweiht und erhalten zu guter Letzt einen Ratgeber für Pflege und Reparatur von Gartenmöbeln. Wie vielfältig

Idee, Stil, Gestalt, Material und Verarbeitung einer Sitzbank sein können, wird in diesem Buch dargestellt und mit herrlichen Fotos dokumentiert.

Wer von uns schätzt es nicht, an einem Frühlingstag oder an einem Sommerabend – wenn die Zeit es erlaubt – draußen vor dem Haus, im Garten oder andernorts auf einer Bank im Freien zu sitzen. Allein bei einem ersten Durchblättern des Buches bekommt man Lust auf dieses Gefühl!

P. N.

BUCHBESPRECHUNG

Bänke in Park und Garten, hrsg. v. Peter Nickl, Edition Handwerk, 1998, 224 Seiten mit 227 Abbildungen, davon 133 vierfarbig, 21 x 24 cm, Klappenbroschur, DM 48, 05 350, sFr. 3-932353-15-3

Orangerie des englischen Landgutes Dunham Massey, Cheshire



Naturschutz und Denkmalpflege

Wege zu einem Dialog im Garten

hrsg. v. Ingo Kowarik, Erika Schmidt, Birgitt Sigel

Fast könnte man meinen, dieses Buch sei ein Jubiläumsband. Das Institut für Denkmalpflege an der Eidgenössischen Technischen Universität Zürich wurde vor 25 Jahren, 1972, gegründet. Seither gilt auch für diesen Lehrstuhl die hauseigene Maxime: Ergänzung unter den einzelnen Disziplinen und Zusammenarbeit sowie Aufgeschlossenheit gegenüber neuen Diskussionspartnern. In diesem Buch arbeiten Geistes- und Naturwissenschaften Hand in Hand, Kunsthistoriker und Landschaftsarchitekten machen eine gemeinsame Sache in dem Bewußtsein: Was Natur und Geschichte uns anvertraut haben, hat gemeinsame Wurzeln und Methoden der Denkmalpflege. Von daher wurde ganz bewußt auf den Begriff Gartendenk-

malpflege verzichtet und ein Dialog in die Wege geleitet, der ungewöhnlich fruchtbar ausgefallen ist und ein stattliches Buch hervorgebracht hat.

Bereits Dezallier d'Argenville benutzte das Verhältnis Natur und Kunst als Prüfstein für die Richtigkeit der um 1700 herrschenden Theorien mit seiner Forderung „de faire céder l'art à la nature“. Im 17. und 18. Jh. wurden Natur und Kunst als Ergänzung begriffen. In den Traktaten der italienischen Gartentheorie taucht die „terza natura“ (= die dritte Natur) auf, eine Osmose von Kunst und Kultur. Die erste Natur (= das Rohmaterial der Natur) und die zweite Natur (= die Kulturlandschaft) verschmelzen zu einer dritten im Garten. Im 19. und 20. Jahrhundert verschwindet das

Begriffspaar Kunst/Natur und wird zum Gegensatzpaar. Aber es wurde bereits wieder umgedacht: Sind denn nicht „Kunst und Natur, die beiden grossen Erscheinungen unserer Umwelt, einander so innig verwandt, dass eine ohne die andere nicht denkbar ist ...“ (Karl Nierendorf 1928). Als idealer Leitfaden für denkmalpflegerische Arbeit – gerade heute – kann die Inschrift auf dem Warnungsalzar von 1800 im Worlitzer Park gelten: „Wanderer, achte Natur und Kunst und achte ihrer Werke.“

Ein einleitender Beitrag über Erinnern und Vergessen stimmt nachdenklich und vermittelt die Psychologie und Philosophie des im Buch gestellten Themas. Die Autorin erläutert die Strukturen des Gedäch-

BUCHBESPRECHUNG

Naturschutz und Denkmalpflege, Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der ETH Zürich, Band 18, 1998, 376 Seiten, mit farbigen und SW-Fotos, 21 x 30 cm, gebunden, sFr. 98, DM 119,80, 05 840 ISBN 3-7281-2318-8

nisses der Menschen und des kollektiven Gedächtnisses einer Gesellschaft, um schließlich die Fragen zu stellen: Wozu Geschichte? Wozu Denkmäler und wozu Denkmalpflege? – womit wir mitten im Thema selbst sind.

In einem ersten Hauptteil werden die den Widersprüchen weit überlegenen Gemeinsamkeiten – die gemeinsamen Ansätze – der Disziplinen mit wechselnden Positionen herausgearbeitet: Denkmalpflege und – in Erweiterung von Norbert Huses Formulierung – Naturschutz sind Kinder des Historismus und Enkel der Aufklärung und u. a. aus einem tiefen Bedürfnis nach Geschichte entstanden. Die Geschichte von Naturschutz und Denkmalpflege wird erörtert. Wir begegnen alten Bekannten, wie Ernst Rudolf und Alois Riegl, Hugo Conwentz und Alexander von Humboldt, Violet-le-Duc oder Charles Beauquier, und werden auch zum Weiterdenken aufgefordert. Wir sehen uns mit der Frage „Wozu der Mensch?“ konfrontiert. Und die „Natur der Landschaft“ wird der „Wildnis der Stadt“ gegenübergestellt.

Im zweiten Teil des Buches werden Beispiele zur Fortentwicklung der Ansätze von Naturschutz und Denk-

malpflege in Garten und Landschaft gegeben. Begriffe und dahinterstehende Ideologien paaren sich und verfolgen das eine Ziel, gemeinsame interdisziplinäre Wege sichtbar zu machen: So geht es hier um historische Gärten und Parks als Gegenstand eines denkmal-orientierten Naturschutzes oder Naturschutz als Kulturschutz oder Kulturlandschaft als Gegenstand von Denkmalschutz, -pflege und -kunde.

Im dritten und umfangreichsten Teil des Buches wird die Tragfähigkeit der zuvor behandelten Querbezüge zwischen Naturschutz und Denkmalpflege im Grundsätzlichen an der praktischen Behandlung einzelner Gartenelemente und ganzer Anlagen geprüft. Es geht stets und zuallererst um die Individualität jeder einzelnen Anlage und ihre ebenso individuelle Behandlung. Es geht alsdann en détail um den ornamentalen Blumen- und Pflanzenschmuck – nach strengen Mustern und Formbüchern – der Renaissance- und Barockgärten. Es geht um den Umgang mit Parkrasen und Parkwiesen, mit Bäumen und Alleen, mit Mauern und stehenden als auch fließenden Gewässern. Auch Flora und Vegetation in und um mittelalterliche Burganlagen geraten ins Blickfeld. Ein

Blick unter die Erde erhellt den Quellenwert des Bodens: Konservierte Pflanzenreste geben wertvolle Auskünfte. Schließlich mündet die Vollendung des Buches in der Behandlung einzelner bedeutender Gartenanlagen: Schwetzingen, Schloßgarten, Greizer Park, Terrassengärten von St. Michael zu Bamberg und Pfaueninsel. – In mehr als einem Beitrag haben Kunsthistoriker und Landschaftsarchitekten gemeinsam an einem Thema, an einem Projekt gearbeitet und dasselbe in Worte gefaßt, die für beide gültig sind.

Dieses Buch führt aus dem vielleicht manchmal grauen Alltag des Landschaftsarchitekten und des Kunsthistorikers heraus und vermittelt dem Leser interessante theoretische Ansätze sowie praktische anschauliche Beispiele mit einer Überzeugungskraft, so daß dem Dialog im Garten zwischen Naturschutz und Denkmalpflege wohl nichts mehr entgegenstehen dürfte. Darüber hinaus ist das Autorenteam aus der Schweiz, ganz Deutschland, von München bis Berlin und Hannover, den Niederlanden, Schweden, England, Irland und Kanada sozusagen „hochkarätig“.

P. N.

BUCHBESPRECHUNG

Museen, Schlösser und Sammlungen in Oberfranken

zusammengestellt und bearbeitet von Günter Dippold und Ulrich Wirtz

Museen, Schlösser und Sammlungen in Oberfranken, Schriften zur Heimatpflege in Oberfranken, Reihe I, Bd. 1, Bayreuth 1996, 212 Seiten, mit zahlreichen aussch. farbigen Abbildungen, 12 x 19 cm, DM 19 ca. (2. Aufl.), ISBN 3-9804971-0-0

* Einen Führer Grenz-museen, d. h. Museen, Gedenkstätten und Denkmale an der ehemaligen innerdeutschen Grenze, hat die Arbeitsgemeinschaft gleichen Namens, Mödlareuth Nr. 13, 95183 Töpen-Mödlareuth, unlangst herausgegeben (Schutzgebühr DM 1).

Es sind sicherlich nicht wenige, die auf so einen Führer gewartet haben. Das mühsame Suchen in verschiedensten Unterlagen, Plänen, Veröffentlichungen und Faltern einzelner Institutionen hat nun ein Ende. In diesem Führer sind nahezu alle staatlichen, bezirklichen, städtischen, gemeindlichen, privaten und sonstigen Museen, Schlösser und Sammlungen in Oberfranken erfaßt und beschrieben und fast ausnahmslos mit einem oder mehreren farbigen und aussagekräftigen Fotos abgebildet.

Neben den großen und bekannten Anlagen in Bamberg, Bayreuth, Coburg, Forchheim, Kronach und

Kulmbach findet man die vielen anderen privaten Burgen und Schlösser, die vielen großen und kleinen Heimat- und Freilichtmuseen, Museen, die sich mit Handwerk, Schule, Bergbau, Naturkunde, Erdgeschichte und Technik auseinandersetzen, das Dampflokotiv- und ein Automobilmuseum ebenso wie eine Synagoge und ein Deutsches Grenzsmuseum.*

Knapp gehaltene Texte informieren über das jeweilige Objekt. Adressen, Öffnungszeiten und Telefonnummern für Anmeldungen und evtl. Rückfragen sind angegeben. Der Ausflug zu dem einen oder anderen Ziel kann mühelos geplant und vor-

bereitet werden. Die zweite Auflage dieses Buches ist bereits jetzt in Vorbereitung. Man darf also davon ausgehen, daß die Angaben aktuell und zutreffend sind.

Zu verdanken ist dieser neben allem Praktischen auch schöne Führer dem Bezirk von Oberfranken und dem federführenden Dr. Ulrich Wirtz, der seit 1991 die Materialsammlung vorangetrieben hat, und Bezirksheimatpfleger Dr. Günter Dippold, der sich – mit seinen unzähligen Fähigkeiten – nicht zu schade war, auch das Layout in seine Hände zu nehmen.

P. N.

Reisen nach Bayreuth

Berichte aus acht Jahrhunderten

hrsg. v. Ingo Toussaint

1994 feierte Bayreuth den achthundertsten Jahrestag seiner Ersterwähnung im Jahre 1194 (als „Bairerrute“).

Seither ist die kleine, beschauliche und auch ab und an zu Blüte und Berühmtheit gelangte Stadt – „Weltstadt auf Zeit“ – in landschaftlicher reizvoller Lage zwischen Fichtelgebirge, Fränkischer Schweiz und Frankenwald hundertfach beschrieben worden. „Du liebes Bayreuth, auf einem so schön gearbeiteten, so grün angestrichenen Präsentierteller von Gegend einem dargeboten – man sollte sich einbohren in dich, um nimmer heraus zu können ...“ Diese Zeilen schrieb Jean Paul Ludwig Richter 1793 als Besucher der Stadt, bevor er Bürger derselben wurde.

Aber nicht nur später die Stadt prägende Persönlichkeiten, wie Markgräfin Wilhelmine oder Richard Wagner oder Jean Paul, und deren Werke finden wir in diesem Buch zitiert und von wieder anderen reflektiert. Für viele andere mehr war „Baireuth“ – oder in der hier gepflegten Mundart „Bareit“ – Ziel und Zwischenstation: Carl Ludwig von Pöllnitz, Voltaire, Ludwig Tieck, Wil-

helm Heinrich Wackenroder, Alexander von Humboldt, Johann Andreas Schmeller, August von Platen, François René de Chateaubriand, Friedrich Rückert, Hermann Fürst von Pückler-Muskau, Karl Immermann, Theodor Fontane, Mark Twain, George Bernard Shaw, Alban Berg, Otto Flake, Alfred Einstein, Hans Mayer, Agostino Sunti u. v. a. m.

Themen sind die Bayreuth umgebende Landschaft und das Fichtelgebirge, die Stadt mit ihren vielen Gesichtern und Eigenheiten, die Umgebung derselben wie beispielsweise Fantaisie, die Menschen, die Figuren und Persönlichkeiten Bayreuths mit ihren angenehmen und weniger angenehmen Seiten, der Hof, das Bier wie auch die Kunst – die baumeisterliche, die bildnerische und die Musik – und schließlich „Kultur und Abrißbirne“ (Sunti). Die Texte sind chronologisch geordnet und beginnen mit dem Bamberger Bischof 1094 to II., Graf zu Andechs, der 1194 dienstlich nach Bayreuth – damals noch eine junge Rodungsinsel – reiste, um eine Schenkungsurkunde zu unterzeichnen, und enden mit der

Festrede von Walter Jens im Markgräflichen Opernhaus im Jahre 1994, welcher ein doppelgesichtiges Städtchen gesehen haben will. (Diese Rede ist durch den glücklichen Umstand enthalten, da sich das Erscheinungsdatum des Buches verzögert hatte.)

Nicht immer sind die Beschreibungen so schillernd und wohlgemeint wie diejenige von Jean Paul. Die Autoren schreiben von und über, für und gegen Bayreuth. Es sind Reisebeschreibungen verschiedener Gattungen: Berichte von Reisenden, für Reisende, Beschreibungen aus Briefen und Tagebuchaufzeichnungen – Gattungsmerkmal: *Subjektivität* bescheinigt der Herausgeber selbst.

Eine dankenswerte Zutat angesichts der Fülle der Beiträge (120 Texte von 118 Autoren): Der Leser wird mit den Texten nicht ganz alleine gelassen, das will heißen: Er erhält durch eine charakteristische Überschrift und eine kleine Einführung in Person des Autors und Situation von Herausgeber zusätzliche Informationen, die das Lesen des Buches erst recht zum Genuß werden lassen. P. N.

BUCHBESPRECHUNG

Reisen nach Bayreuth, (Olms) Hildesheim 1994, 430 Seiten mit 43 Abbildungen, Leinen mit Schutzumschlag, 12 x 20 cm, DM 48,- ISBN 3-487-08354-X

Die Fränkische Schweiz

Eine Auswahl an Veröffentlichungen im Jubiläumsjahr 1997

Die Ausstellung „Ritter, Burgen, Dörfer“ anlässlich des 650. Todesjahres des letzten Schlüsselbergers im vergangenen Jahr (s. ARX 1/97) darf als erfolgreich angesehen werden. Allein nach Tüchersfeld kamen 30.000 Besucher. Die beiden anderen Ausstellungsorte, Forchheim und Waischenfeld, wurden ähnlich gut besucht.

Im Zuge des Schlüsselberger-Jubiläums veröffentlichten wir in ARX 2/97 den Beitrag von Gustav Voit zum Thema „Edelfreie Geschlechter in der Fränkischen Schweiz“. Und naturgemäß sind weitere Artikel andernorts und diverse Veröffentlichungen erschienen, um u. a. diese:

Burgen, Ruinen und Herrensitze der Fränkischen Schweiz

In dem Buch „Burgen, Ruinen und Herrensitze der Fränkischen Schweiz. Edelfreie Geschlechter im Mittelalter“ werden die verschiedenen Geschlechter dieser Region im Mittelalter dargestellt, mit besonderem Augenmerk auf die Schlüsselberger und die Wischensteiner.

Die Schlüsselberger und ihr Umfeld sind uns bereits durch den o. g. Artikel wohl bekannt. Des weiteren legt Gustav Voit in diesem Buch eine sehr detaillierte Genealogie der Wischensteiner vor, die den neue-

sten Forschungsstand wiedergibt. Zudem brachte Gustav Voit „Einige Gedanken zum mittelalterlichen Burgenbau in der Fränkischen Schweiz“ zu Papier, die uns lehren und auf ihre Art amüsieren.

Den Burgstall in Plech hat sich Heinz Stark als Thema vorgenommen, und er kommt zu ungewöhnlichen, bislang nicht erwägten Feststellungen: Burg und Meierhof – Burgstall und Konradshof hat er auffindig gemacht und den erstmaligen Nachweis für einen Ansitz der Wischensteiner in Plech geführt. Seine Forschungen gehen aber weiter ...

Volker Alberti nahm den Ansitz in Utzmannsdorf hinsichtlich seines Al-

BUCHBESPRECHUNG

Gustav Voit, Heinz Stark, Volker Alberti: Burgen, Ruinen und Herrensitze der Fränkischen Schweiz. Edelfreie Geschlechter im Mittelalter, hrsg. v. Altnürnbergiger Landschaft e. V., mit einem Vorwort von Jobst Freiherr von Tucher (Fahner Verlag / Laut), 2., überarbeitete Auflage 1998, 96 Seiten, 50 farbige und Schwarzweißabbildungen, 24 x 17 cm, kartoniert, DM 25,- öS 183,- sFr 23,- ISBN 3-924158-34-7

Toni Eckert, Susanne Fischer, Renate Freitag, Rainer Hofmann, Walter Tausendpfund: Die Burgen der Fränkischen Schweiz. Ein Kulturführer, hrsg. v. Gebietsausschuß Fränkische Schweiz, Forchheim 1997, 228 Seiten, mit zahlreichen Schwarzweißabbildungen, 12,5 x 18,5 cm, gebunden, DM 19,80 ISBN 3-9803276-5-5

Ritter, Burgen, Dörfer Der Katalog zur Ausstellung „Mittellalterliches Leben in Stadt und Land“ ist noch zu haben. Wir berichten ausführlich über die Ausstellung in ARX 1/97, DM 39 ISBN 3-9803276-6-3

ters unter die Lupe. Erstmalig können die Baudaten gezielt eingegrenzt werden. Abgesehen vom Quellenstudium, das ihn die Bauherren und sogar den Baumeister benennen läßt, wozu auch stilistische Vergleiche angeführt werden, rollt Alberti die Baugeschichte haar-klein auf, wobei er sich auf aussagekräftige dendrochronologische Untersuchungen stützen kann.

Die drei haupt- oder nebenberuflichen Historiker, Gustav Voit, Heinz Stark und Volker Alberti, haben intensive Archivarbeit geleistet und auch sekundäre u. a. Quellen ausgeschöpft oder wie im Falle Alberti die naturwissenschaftlichen Methoden nutzen müssen, um zu den hier veröffentlichten Ergebnissen und Aussagen zu gelangen. – Sie haben die Burgenforschung in der Fränkischen

Schweiz – ohne Zweifel – bereichert.

Die Burgen der Fränkischen Schweiz

„Jeder Wehrbau atmet Geschichte. Er spricht von guten und von schlechten Zeiten und mahnt zum Frieden, den die Menschen jetzt mehr denn je brauchen. Es ist die Aufgabe der heutigen Generation, diese Denkmäler zu erhalten.“ (Gustav Voit)

Mit diesen und anderen Worten stimmt das Vorwort auf den jetzt vorliegenden „Kulturführer“ der Burgen der Fränkischen Schweiz ein. Ist es nun ein Kulturführer oder ein Burgenführer? – mag der eine oder andere sich fragen. Auf jeden Fall ist es ein Führer zum Verständnis wohl

aller erfaßbaren Burgen, Schlösser und Ansätze in der Fränkischen Schweiz. – Die richtige Bezeichnung des kleinen Buches mag dann jeder für sich selbst entscheiden.

Zu jedem einzelnen Objekt wird kurz die Anfahrt beschrieben. Als-dann folgt eine Zeittafel, die einen Überblick über die jeweiligen Entwicklungen gibt. Die folgenden, sehr übersichtlichen Texte unterrichten über Geschichte und Werdegang, Aussehen und Baugeschichte, Besitzverhältnisse und Besichtsungsverhältnisse heute. Für den Interessierten ist weiterführende Literatur angegeben. Alle Objekte sind mit mindestens einer Darstellung bebildet. – Ob Kultur-, Kunst- oder Burgenführer: sicherlich ein guter und handlicher Reisebegleiter für diese Region. P. N.

STEUERRECHT

Die Kulturförderung mittels der §§ 7 i, 10 f, 10 g und 11 b EStG

1. Zweck der Regelungen

Unsere Generation hat die Aufgabe, mit allen Kräften das überkommene, reiche Kulturerbe zu sichern und für die kommenden Generationen zu bewahren.

Die damit verbundene Finanzierungs-last ruht auf drei Säulen, nämlich auf

- den Leistungen der Eigentümer,
- der direkten Förderung durch die öffentlichen Hände und gemeinnützigen Institutionen,
- der steuerlichen Förderung, insbesondere im Einkommensteuerrecht.

Da die Eigentümer bei allem persönlichen Engagement die Erhaltung wenig ertragreicher oder gar defizitärer Kulturgüter nicht sicherstellen können und für die direkte Förderung nur in sehr beschränktem Umfang Mittel zur Verfügung stehen, weil die Anliegen der Denkmalpflege sich gegenüber den Anforderungen im Sozialbereich nicht hinreichend durchsetzen lassen, ist die einkommensteuerliche Förderung für die Erhaltung unseres kulturellen Erbes unentbehrlich, zumal sie den Eigentümer besonders motiviert, ihn unter Entlastung der öffentlichen

Hände zu großen Eigenleistungen veranlaßt und die Durchsetzung denkmalpflegerischer Auflagen erleichtert.

Die einkommensteuerliche Förderung in den §§ 7 i, 10 f, 10 g und 11 b EStG beinhaltet eine unmittelbare Kulturförderung, die gleiches Gewicht hat wie die mittelbare Förderung über den § 10 b EStG. Sie deckt das gesamte Spektrum unseres kulturellen Erbes im Inland wie folgt ab¹⁾:

– § 7i EStG fördert Herstellungskosten an einem Baudenkmal oder an einem Teil einer geschützten Gebäudegruppe oder Gesamtanlage (Ensemble), die zu einer Einkunftsart gehören (Land- und Forstwirtschaft, Gewerbebetrieb, freier Beruf, Vermietung und Verpachtung).

– § 10 f EStG fördert Herstellungskosten und Erhaltungsaufwendungen an einem eigenbewohnten Baudenkmal oder Teil eines Ensembles.

– § 10 g EStG fördert Herstellungskosten und Erhaltungsaufwendungen an einem zu keiner Einkunftsart gehörenden und nicht eigenbewohnten Baudenkmal oder Teil eines Ensembles sowie Herstel-

lungskosten und Erhaltungsaufwendungen bei gärtnerischen, baulichen und sonstigen Anlagen, Mobilien, Kunstgegenständen und -sammlungen, wissenschaftlichen Sammlungen und Archiven im Privatvermögen.

– § 11 b EStG läßt eine gleichmäßige zeitliche Verteilung von Erhaltungsaufwendungen bei einem Baudenkmal oder Teil eines Ensembles innerhalb einer Einkunftsart auf zwei bis fünf Jahre zu.

– §§ 7 h und 10 f EStG fördern Herstellungskosten bzw. Erhaltungsaufwendungen bei einem zu einer Einkunftsart gehörenden bzw. eigenbewohnten, wegen seiner geschichtlichen, künstlerischen oder städtebaulichen Bedeutung erhaltenswerten Gebäude in einem förmlich festgelegten Sanierungsgebiet oder städtebaulichen Entwicklungsbereich, das kein Baudenkmal sein muß.²⁾ § 11 a EStG läßt eine zeitliche Verteilung von Erhaltungsaufwendungen zu.

– § 52 Abs. 15 Satz 12 EStG beläßt ein eigenes Wohnzweck dienendes Baudenkmal auch über den 31. 12. 1998 im Betriebsvermögen und erleichtert so seine Erhaltung.

¹⁾ Schaubild in Kirchhof/Söhn, EStG, § 7 h Rdnr. A 37.

²⁾ Zum Verhältnis zwischen §§ 7 h und § 7 i Kleeberg, in: Kirchhof/Söhn, § 7 i Rdnr. B 33.

2. Wesentlicher Inhalt der Regelungen

Anschaffungskosten für ein nach den o. e. Bestimmungen zu fördernden Objekt werden nicht begünstigt, so z. B. nicht der Erwerb eines in-standgesetzten Baudenkmals.

Nach dem eigentlichen Anschaffungsvorgang für das Baudenkmal aufgewendete Herstellungskosten oder Erhaltungsaufwendungen werden gefördert, wenn

- sie zur Erhaltung oder
- zur sinnvollen Nutzung erforderlich sind,
- die Baumaßnahmen vorweg mit der nach Denkmalrecht zuständigen Behörde abgestimmt worden sind und
- die nach Landesrecht zuständige Behörde die Höhe und Erforderlichkeit der Aufwendungen sowie gewährte oder genehmigte Zuschüsse bescheinigt.

Da die Bescheinigung der zuständigen Denkmalbehörde hinsichtlich der denkmalrechtlichen Voraussetzungen einen Grundlagenbescheid i. S. von § 171 Abs. 10 AO darstellt, obliegt der Finanzverwaltung die Prüfung der Vollständigkeit der Bescheinigung und des zutreffenden Adressaten, die Subsumierung des bescheinigten Betrags unter eine oder mehrere der Förderungsvorschriften, seine Qualifizierung nach der Einkunftsart sowie als Herstellungskosten oder Erhaltungsaufwendungen und die zeitliche Festlegung des Beginns der Förderung.

Das Objekt muß vor und nach den Baumaßnahmen sowie während des gesamten zehnjährigen Förderungszeitraums die Eigenschaft eines Baudenkmals haben.

Gehört das Objekt zu einem Ensemble, ohne selbst ein Baudenkmal zu sein, so werden lediglich Baumaßnahmen gefördert, die nach Art und Umfang zur Erhaltung des schützenswerten äußeren Erscheinungsbildes der Gebäudegruppe oder Gesamtanlage erforderlich sind.

3. Bedeutsame Einzelheiten

a) Erforderliche Baumaßnahmen

Die Baumaßnahmen müssen geeignet sein, der Erhaltung des Objekts als Baudenkmal zu dienen bzw. mittels einer unter denkmalpflegerischer Sicht sinnvollen Nutzung die

Erhaltung möglichst auf Dauer sicherzustellen. Dabei wird auf die wirtschaftliche Situation des Baudenkmals abgestellt mit Blick auf eine möglichst kostendeckende Dauererhaltung, welche die Denkmaleigenschaft nicht gefährdet. Es handelt sich also nicht allein um zwingend gebotene Baumaßnahmen, sondern um dem o. e. Ziel zweckdienliche Baumaßnahmen werden nicht gefördert, wenn sie baurechtlich zwar zulässig, denkmalrechtlich aber nicht erforderlich sind.

b) Höhe der Kosten

Eine Preisprüfung erfolgt nicht, jedoch müssen sich die Kosten im Hinblick auf die denkmalpflegerischen Erfordernisse und die Nutzung des Objekts in einem vertretbaren Rahmen halten. Die eigene Arbeitsleistung des Eigentümers zählt nicht zu den Kosten.

c) Förderung des Eigentümers

Nur der Eigentümer kann durch die genannten Vorschriften geförderte Aufwendungen geltend machen, jedoch gelten die Bestimmungen auch für den wirtschaftlichen Eigentümer. In Fällen, bei denen ein zivilrechtlicher Eigentümerswerb nicht erfolgen, jedoch die Erhaltung und Nutzung eines Baudenkmals durch einen Dritten herbeigeführt werden soll, kann ein Dauerwohnrecht (§ 31 WEG³⁾) vertraglich so gestaltet werden, daß der Bewohner und Investor als wirtschaftlicher Eigentümer anzusehen ist.

d) Voraussetzung einer Abstimmung

Unerläßliche Voraussetzung jeder Förderung ist die Abstimmung mit der zuständigen Denkmalbehörde vor Beginn einer zu fördernden Baumaßnahme. Der Eigentümer kann nach § 38 VwVfG eine Zusicherung zu der Frage verlangen, auf welche Maßnahmen sich die spätere Bescheinigung erstreckt. Eine Auskunft bezüglich der Subsumierung der Maßnahmen unter eine oder mehrere der o. e. Paragraphen des Einkommensteuerrechts kann er jedoch nur vom zuständigen Finanzamt erhalten. Bei regelmäßig in etwa gleichem Umfang wiederkehrenden Erhaltungsmaßnahmen, wie sie vor allem bei historischen Gärten und Parkanlagen gegeben sind, genügt eine einmalige Abstimmung, falls sich in der Folgezeit, keine wesentlichen Änderungen ergeben.⁴⁾

e) Erlangung der Bescheinigung

Nach Beendigung der zu fördernden Maßnahme sind der zuständigen Bescheinigungsbehörde die Aufwendungen belegmäßig nachzuweisen⁵⁾, und zwar in einer Form, welche die Prüfung erleichtert.

f) Beginn und Beendigung der erhöhten Absetzung bzw. des Abzugs wie Sonderausgaben

Bei einer Reihe von Baumaßnahmen am selben Objekt in zeitlicher Folge darf der Beginn der Absetzung bzw. des Abzugs nicht bis zur Beendigung aller Maßnahmen hinausgeschoben werden, sondern es ist zeitlich auf die Beendigung jeder einzelnen Maßnahme abzustellen, wie z. B. auf die Erneuerung des Daches oder die Sicherung der Statik. Im Jahr der Beendigung der Maßnahme sowie im Jahr einer Veräußerung des Objekts während des Zehnjahreszeitraumes ist jeweils der volle Betrag von 10 v. H. der geförderten Aufwendungen zu berücksichtigen.⁶⁾

g) Abgrenzung zwischen den §§ 10 f und 10 g EStG

Da § 10 f EStG sich ausschließlich auf das eigenbewohnte Baudenkmal bezieht, ist § 10 g EStG auf ein Baudenkmal oder Teile davon anwendbar, das unentgeltlich an Dritte zu Wohnzwecken überlassen wird. Für Garten- oder Parkanlagen gilt, unabhängig von einem bestehenden oder fehlenden Zusammenhang mit der eigenen oder der unentgeltlich überlassenen Wohnung § 10 g EStG, wenn

- entweder die gärtnerischen Anlagen sich auf dem unter Denkmalschutz stehenden Grundstück befinden

- oder der historische Garten oder die Parkanlage selbständig als Kulturgut unter Schutz gestellt ist.

4. Beurteilung der steuerlichen Kulturförderung

Die §§ 7 i, 10 f, 10 g und 11 b EStG (ebenso die §§ 7 h und 11 a EStG) sind für die Erhaltung unseres kulturellen Erbes unentbehrlich und sollten - nicht zuletzt auch wegen der kulturellen Notlage in den neuen Ländern und im Hinblick auf das Auslaufen des Fördergebiets G - unbedingt weiterhin ohne zeitliche Befristung beibehalten werden. Dabei ist auch zu berücksichtigen, daß die

³⁾ Kleiber, BBauB1 1985, 494; Kloeberg, BBauB1 1985, 499; OFD Frankfurt vom 24. 1. 1994, NWB DokSt Fach 3 §§ 10-10 h EStG Nr. 38/94

⁴⁾ FinMin Niedersachsen vom 3. 11. 1995, NWB DokSt Fach 3 §§ 10-10 h EStG Nr. 59/95 (Bescheinigung zu § 10 g EStG)

⁵⁾ Bescheinigungsrichtlinie zu § 7 i EStG; FinMin. Hessen vom 25. 9. 1991, StEK EStG § 7 i Nr. 3
⁶⁾ BFH vom 18. 6. 1996 IX R 40/95

mit diesen Vorschriften verbundene Mindereinnahmen für die öffentlichen Hände durch Entlastungen und Mehreinnahmen an anderer Stelle weit überkompensiert werden.

Von dem Erfolg dieser seit 1978 bestehenden steuerlichen Kulturförderung kann sich jedermann an Ort und Stelle überzeugen, ebenso aber auch von der Notwendigkeit, durch

Fortbestand dieser Regelungen den enormen Nachholbedarf an Erhaltungs- und Sicherungsmaßnahmen für unser kulturelles Erbe zu decken. Rudolf Kleeberg

Neue steuerliche Vergünstigungen für denkmalgeschützte Gebäude in Italien

Das Einkommensteueränderungsgesetz vom 27. Dezember 1997, Nr. 499, und die Durchführungsverordnung des Finanzministeriums Nr. 57/E vom 24. Februar 1998 sehen Steuerabzüge für die Kosten der außerordentlichen Instandhaltung und anderer Baumaßnahmen an bestehenden Immobilien vor.

Steuerabzug

Einkommensteuerpflichtige Personen sind berechtigt, einen Steuerabzug in Höhe von 41 % der Ausgaben von höchstens 150.000.000 Lire pro Liegenschaft für die unten genannten Maßnahmen an Wohnungen und Gebäuden zu tätigen. Die Vergünstigung ist auf zwei Jahre beschränkt.

Je Liegenschaftseinheit können in jedem der zwei Jahre 1998 und 1999 die getätigten Investitionen als Steuerabzug von höchstens 61.500.000 Lire je Jahr vorgenommen werden. Dieser Betrag ist auf fünf Jahre aufzuteilen, wahlweise kann er auch auf zehn Jahre gestreckt werden, d. h. von der geschuldeten Einkommensteuer abgezogen werden. Das bedeutet, daß bei der Steuererklärung des nächsten Jahres und den weiteren 4 Jahre jeweils höchstens, aber 12.300.000 Lire bei 10 Jahren jährlich 6.150.000 Lire abgezogen werden können und dasselbe noch einmal, für bezahlte Kosten des Jahres 1999. Bei Kondominien werden die Kosten nach Wohnungsanteilen aufgeschlüsselt.

Von den Rechnungsbeträgen sind eventuell erhaltene Zuschüsse, Beiträge der öffentlichen Hand, abzuziehen.

Berechtigter Personenkreis

Zu den begünstigten Personen zählen neben dem Eigentümer und Mitgliedern von Wohnbaugenossenschaften, auch der Mieter, der

Nießbraucher oder Wohnberechtigte, wenn letztere die Kosten mit Zustimmung des Eigentümers übernommen haben. Bei umfassender Instandhaltung von Kondominien (Miteigentum) werden hier **ausnahmsweise** auch Kosten der ordentlichen Instandhaltung als abzugsfähig anerkannt. Für Personengesellschaften gemäß Art. 5 der EstG gilt die Vergünstigung unter bestimmten Voraussetzungen.

Geförderte Baumaßnahmen

Der Steuerabzug kann für jede Wohnung oder jedes Wohngebäude, auch landwirtschaftliche Wohnungen, aber unter Ausschluss von Büros oder Geschäften, im jeweiligen Höchstausmaß beansprucht werden. Die Zubehörflächen wie Keller, Garagen und Dachräume fallen auch unter die Vergünstigungen.

Die Vergünstigungen gelten im allgemeinen für folgende Baumaßnahmen, wobei die Begriffsbestimmungen und deren Auslegungsregeln dem Art. 31 des Gesetzes vom 5. August 1978, Nr. 457, entnommen sind:

- 1) Außerordentliche Instandhaltung,
- 2) Restaurierung und konservierende Sanierungen,
- 3) Gebäuderekonstruierungen,
- 4) Beseitigung von architektonischen Barrieren,
- 5) Verkabelung der Gebäude für die Telekommunikation,
- 6) Maßnahmen der Schallsolisierung,
- 7) Maßnahmen der Energieeinsparung,
- 8) Maßnahmen der Anpassung an die Sicherheitsnormen der Heizungs-, Elektro-Feuer-Sicherheitsanlagen,
- 8) interne Umbauten im Sinne einer außerordentlichen Instandhaltung,
- 9) Schaffung von unterirdischen internen Parkstellflächen, auch über Garagenbaugesellschaften.

Sämtliche Investitionen sind mit Rechnungen zu belegen, wobei Material, Arbeit, Projektspesen, Sachgutachten, bei Privaten die Mehrwertsteuer, öffentliche Erschlie-

ßungsbeiträge sowie Stempelgebühren, die mit den Maßnahmen in engem Zusammenhang stehen, mitzählen.

Häufung

Bei denkmalgeschützten Bauten wird für die Restaurierungsmaßnahmen ein Zusatzabzug von 11 % auf die vom zuständigen Landesdenkmalamt abgestempelten Rechnungen gewährt. Daher ist es ratsam, bauliche und handwerkliche Kosten, die mit der denkmalpflegerischen Restaurierung des Hauses eng verbunden sind, mit getrennten Rechnungen auszuweisen.

Verfahren

Vor Beginn der Arbeiten ist auf eigenem Formblatt des Steueramtes ein Antrag an das Regionale Service-Zentrum der Finanzämter zu stellen, dem eine Reihe von Unterlagen beizufügen sind, darunter der Katasterauszug, die Baugenehmigung oder Baubeginnmeldung, sofern diese nach der Bauordnung vorgesehen sind und die Quitung der ICI-Einzahlung 1997 (Gemeindegebäudesteuer), sofern sie geschuldet ist. Vor dem 28. März 1998 begonnene Arbeiten sind bis spätestens 7. Mai 1998 dem Regionalen Service-Zentrum zu melden. Bei denkmalgeschützten Bauten ist wie bisher die Genehmigung des Denkmalamtes einzuholen. Der Arbeitsbeginn ist auch der örtlichen Gesundheitsbehörde (in Südtirol: Landesamt für Sicherheitstechnik) schriftlich zu melden. Ab Lire 100.000.000 Investitionen ist eine von einem Techniker erstellte Abrechnung nachzureichen. Bei bereits begonnenen Arbeiten ist der Antrag an das Finanzamt innerhalb von 40 Tagen ab Veröffentlichung der Ministerialverordnung im Amtsblatt der Republik (voraussichtlich Mitte März 1998) einzureichen.

Einige offene Fragen werden mit Ministerialrundschriften noch eine Klärung erfahren. Peter v. Hellberg

Ausstellungen/Veranstaltungen 1998 – eine Auswahl*

02.04.–16.02.99	Elisabeth. Keine Tränen wird man weinen ...	Hermesvilla Lainzer Tiergarten	Wien
04.04.–02.11.	Des Kaisers Reiterci Dragoner, Ulanen, Husaren ihr Leben, ihre Schlachten, ihre Pferde	Schloß Hof	Schloßhof
04.04.–02.11.	Elisabeth und die kaiserliche Reitkunst Die kaiserliche Familie hoch zu Roß	Schloß Niederweiden	Engelhardtstetten
05.04.–04.10.	Die Andechs-Meranier am Obermain	Landschaftsmuseum Obermain/Plassenburg	Kulmbach
19.06.–30.09.	Die Andechs-Meranier in Franken Europäisches Fürstentum im Hochmittelalter	Histor. Museum, Diözesanmuseum	Bamberg
21.04.–27.09.	Das vergessene Paradies 250 Jahre Markgräflisches Opernhaus	Opernhaus und Neues Schloß	Bayreuth
26.05.–27.09.	„Von denen schönen Gärten“ Die sächsisch-polnischen Gärten	Schloß Faintaisie	Donndorf
03.05.–01.11.	Der Maler des Himmels anl. des 300. Geburtstages von Paul Troger	Stift Altenburg	NÖ
03.05.–01.11.	300 Jahre Paul Troger in den Stiften Niederösterreichs	Geras, Göttweig, Melk, St. Pölten, St. Andrä, Seitenstetten	NÖ
24.05.–20.09.	Blickpunkte zu Paul Trogers Leben und Wirken	Schloß Welsperg	Welsberg/Südt.
14.10.–17.01.99	Paul Troger Zeichnungen aus den Graph. Sammlungen	Ferdinandeum	Innsbruck
09.05.–01.11.	„aufmüßig und angepaßt“ Frauenleben in Österreich	Schloß Kirchstetten bei Laa an der Thaya	NÖ
18.06.–11.10.	Geschichte der Frauen in Bayern Von der Völkerwanderung bis heute	Ausstellungshallen im Klenzepark	Ingolstadt
12.05.–04.10.	Geld und Glaube Leben in evangelischen Reichsstädten	Antonierhaus	Memmingen
16.06.–08.11.	Bürgerfleiß und Fürstenglanz Reichsstadt und Fürststabei Kempten	Residenz	Kempten
21.03.–27.09.	Montagne armate Österr. Festungen des 1. Weltkrieges im Gebirge	Kriegsmuseum	Rovereto
03.04.–21.06.	100 Jahre Secession Das Jahrhundert der künstlerischen Freiheit	Secession	Wien
04.04.–08.11.	Das Geheimnis der Turris Parva	Schloß Tirol	Dorf Tirol
ab 01.05.	Sammlung herzoglicher Kunstbesitz	Schloß Callenberg	Coburg
02.05.–26.10.	1200 Jahre Erzbistum Salzburg	Dommuseum	Salzburg
21.05.–24.05.	Home & Garden	Galopprennbahn	München-Riem
24.07.–11.10.	Venus und Mars Das ma. Hausbuch aus der Sammlung der Fürsten zu Waldburg Wolfegg	Haus der Kunst	München
25.07.–31.10.	Michael Pacher und sein Kreis Ein Tiroler Künstler der europäischen Spätgotik	Kloster Neustift	Brixen
10.09.–03.01.99	Max Reinhardt anl. des 125. Geburtstages des Künstlers	Österr. Theatermuseum	Wien
28.10.–31.10.	Denkmal 98 Europ. Messe für Denkmalpflege und Stadterneuerung	Messegelände	Leipzig

Abk.: NÖ = Niederösterreich

* Angaben ohne Gewähr

